

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261925](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261925)



## lück zum neuen Jahr!

Dort schwankt ein Greis am Wanderstab  
 Mit silberweißem Haar.  
 Die Stunde schlägt; er sinkt ins Grab:  
 Das war das alte Jahr.

Als Herrscher hat er kurze Zeit  
 Das Weltall stolz regiert,  
 Und tausend Gaben ausgestreut  
 Und manches Werk vollführt.

Die Gruft ist öd' und leer das Seld,  
 Und schaurig graut die Nacht;  
 Der Genius der Treue hält  
 Nur einsam stille Wacht.

Da schießt aus gold'nem Morgenthor  
 Ein Lichtschein blendend klar;  
 Ein Wunderknabe tritt hervor:  
 Das ist das neue Jahr.

Das Volk begrüßt im Glückesdrang  
 Den jungen Herrscher laut;  
 Denn jeder hat im Herzen bang  
 Sein Glück ihm anvertraut.

Drum sei uns hold, du schöner Knab',  
 Mit gold'nem Lockenhaar,  
 Und schwinge deinen Herrscherstab:  
 „Glück auf fürs neue Jahr!“ Jengerle.

### Das Kalenderjahr. v. Dr. L. L. L.

**W**enn dich einer fragt: Was ist ein Tag?  
 so meinst du vielleicht, du hättest sehr  
 gut geantwortet, wenn du sagst: Ein  
 Tag ist ein Zeitraum von vierund-  
 zwanzig Stunden. Aber der Haus-  
 freund würde dir sagen, genau genommen ist  
 das nicht richtig. Denn der Tag ist älter  
 als die Stunde, der Tag ist so alt als die Erde  
 ist; die Stunde aber haben die Menschen erst viel  
 später erfunden, als sie nämlich den Tag in vier-  
 undzwanzig gleiche Theile abtheilen lernten, weil  
 die zwei natürlichen Hälften, Tag und Nacht,  
 mit denen sie sich Jahrtausende lang beholfen  
 hatten, ihnen für eine genauere Berechnung der  
 Zeit zu groß waren.

Ein Tag — sagt der Hausfreund — ist nichts  
 anderes als die Zeit, in welcher sich die Erde  
 um ihre eigene Achse dreht; und wenn die neuer-  
 dings vorgeschlagene Tageseinteilung aufkommen  
 sollte, nach der man den Tag von 1 bis 24 Uhr  
 rechnen und also abends um 20 Uhr zu Nacht

essen würde, und wenn man, wie es jetzt schon  
 zu sehen ist, auf den Zifferblättern der Uhren  
 24 Stundenzahlen anbrächte, so dürfte der Stun-  
 denzeiger, den man mit einer Radspeiche ver-  
 gleichen kann, nur noch halb so schnell vorrücken,  
 als jetzt, aber dafür auch gerade so schnell als  
 sich die Erdkugel selbst um ihre Achse dreht.

Die Stunde zu erfinden, mußte man zuerst  
 wissen, wie lange ein Tag sei; denn wiewohl  
 die Tage und Nächte gar ungleich sind, so dauert  
 doch Tag und Nacht zusammen immer die gleiche  
 Zeit; aber wie lang ist diese? Das ließe sich  
 leicht feststellen. Die Menschen haben bald be-  
 merkt, daß die Sonne immer einen Bogen am  
 Himmel beschreibt, der uns im Hochsommer fast  
 über die Köpfe geht, im Winter aber nur ein  
 kleiner niederer Bogen am südlichen Himmel ist.  
 Daher kommt es auch, daß sie dir, wenn du  
 ein Fenster nach Süden hast, am Wintermittag  
 tief in das Zimmer hereinscheint, am Sommer-  
 mittag aber von hoch oben herab höchstens noch  
 auf das Fenstersims. Aber im Winter wie im  
 Sommer steht sie stets um 12 Uhr des Mittags



in der Mitte des Bogens, sei er nun hoch oder nieder, klein oder groß.

Steckst du einen Stab senkrecht in den Boden, so wirft er morgens, wenn die Sonne im Osten aufgeht, einen langen Schattenstreifen gegen Westen; aber bis zum Abend geht dieser Streifen wie ein Uhrenzeiger um den Stab halber herum, steht um 12 Uhr gegen Norden und ist viel kürzer geworden, abends aber streckt er sich weit nach Osten. Wenn man von da an, wo der Schattenstreifen am kürzesten ist und nach Norden weist, bis zum andern Tag rechnet, wo er genau wieder so steht, so hat man die stets gleiche Dauer des Tages gefunden und es blieb nur noch übrig, diesen Zeitraum in eine bestimmte Anzahl gleicher Theile zu zerlegen, die man Stunden nannte und auf  $2 \times 12$  eitheilte, um nach Tage- und Nachtstunden rechnen zu können.

An den verschiedenen Stellungen des Stabshattens konnte man dann diese Zeiträume bezeichnen und so entstanden die Sonnenuhren. Aber erstens sind diese eine sehr verwickelte Einrichtung, wenn sie nämlich richtig sein sollen, und dann — scheint die Sonne nicht alle Tage und in der Nacht gar nie. Darum hat man sich lieber an die Sand- u. Wasseruhren gehalten, bis man die Räderwerke der Thurm- und Taschenuhren erfunden hatte. Aber was ist denn eine Sand- oder Wasser-Uhr? Die kannst du dir, wenn du willst, ohne viele Mühe selber machen. Du nimmst zwei Flaschen und einen Korkpfropf, durch den du einen dünnen Federkiel der Länge nach durchsteckst, füllst die eine Flasche mit Wasser oder feinem Sand; darauf steckst du den Pfropf zur Hälfte in den Hals der vollen und zur andern Hälfte in den Hals der leeren Flasche. Stellst du die mit den Halsen verbundenen Flaschen auf, daß die volle zu oberst kommt, so wird der Inhalt der obern in einer bestimmten Zeit in die untere herabrinnen. Nimmst du einen so dünnen Federkiel, daß es über eine Stunde dauert, so kannst du nach dieser Zeit den noch nicht durchgelaufenen Rest herausnehmen und du hast eine Stundenuhr — die du freilich nach jeder Stunde umdrehen mußt, wenn sie weiter gehen soll! Solche Uhren siehst du noch oft auf alten Grabsteinen und alten Bildern. Man pflegt sie dem Sinnbild des Todes in die Hand zu geben und dazu noch eine Sense; denn unser Leben ist „wie ein Gras, das frühe blüht und abends abgehauen wird und verdorrt.“ Die Sanduhren haben sich, als sie längst durch Thurm-, und Taschenuhren verdrängt waren, noch in den Kirchen auf den Kanzeln erhalten,

weil in der Kirche das Alte meist mehr gilt als das Neue. Der Pfarrer drehte die Sanduhr, welche halbe Stunden angab, zu Anfang der Predigt um, und wenn sie abgelaufen war, schloß er auch seinen ersten Theil und drehte sie für den zweiten um und dann wieder für den dritten — denn die alten Predigten hatten immer drei Theile wie das Glaubensbekenntnis, und waren auch viel länger als die neuen — jetzt wäre eine Viertel-Uhr für drei Theile schon fast zu viel — aber in alten Zeiten ging alles langsamer zu in der Welt als heutzutage und nur die Zeiten, Tag und Stunden, halten heute noch ganz denselben steten Schritt.

So aber wie der Tag, ist auch das Jahr ein für jeden Menschen leicht erkennbare Zeitraum, der den Winter, Frühling, Sommer und Herbst in sich begreift. Aber hier war es viel schwerer, herauszubringen, wie lange derselbe eigentlich sei. Zwar konnte man da vom längsten Tag bis wieder zum längsten rechnen, oder wie man es gewöhnlich that, von einer Frühlingstag- und Nachtgleiche bis zur andern. Aber das ist nun doch nicht so ganz leicht. Wie man den Tag vor der Erfindung der Stunden in Tag und Nacht oder in 4 Tageszeiten eitheilte, so hat man das Jahr von den ältesten Zeiten an in Monde eingeteilt. Denn für die Menschen, welchen der brennende Rienspahn die Lampe ersetzen mußte, war der Mond ein überaus werther Geselle, weil er die dunkle Nacht erleuchtete. Nach seinem wechselvollen Lichte richtete sich damals ein jeder ein und jeder wußte, daß der Mondwechsel regelmäßig in 29—30 Tagen seine Wandlungen vollzog, so daß man die Zeit leicht nach „Monden“ einteilen und berechnen konnte, die man abwechselnd zu 29 und 30 Tagen rechnete. Ebenso fand man leicht, daß 12 solcher Monde, oder wie wir heute sagen, Monate auf ein Jahr kamen. Ein solches „Mondjahr“ führte Solon im Jahr 594 vor Christi Geburt in Athen ein; aber weil man wohl wußte, daß schon 1400 Jahre vor Christi Geburt die ägyptischen Priester das Jahr richtiger auf  $365\frac{1}{4}$  Tage berechnet hatten, schob man dann alle drei Jahre einen ganzen Monat ein, denn die Monatszeit wollte man nicht ändern, wie man es später gethan und sie ohne Rücksicht auf den Mondwechsel auf 28—31 Tage gesetzt hat. So hatten auch die Römer schon 700 Jahre vor Christus ein Jahr von 355 Tagen mit 12 Monaten von je 29 oder 31 Tagen und schoben alle 2 Jahre zur Ausgleichung den Monat Mercedonius mit 22 oder 23 Tagen ein. Aber wenn ein Jahr nicht die Zeit von



12 Mondwechseln ist, was ist es dann? Der Wechsel der Jahreszeiten und das dadurch erkennbare Jahr ist lediglich die Zeit, in welcher die Erde ihren Kreislauf um die Sonne einmal vollzieht. Dabei ist es freilich auffallend, daß diese Zeit weder mit einer bestimmten Zahl von Tagen, noch von Mondmonaten zusammenfällt, sondern daß die Erde sich in ihrem Kreislauf um die Sonne nicht etwa gerade 365mal um ihre Achse dreht, sondern diesen Kreislauf erst 6 Stunden, 9 Minuten, 10 Sekunden später vollendet hat. Nach dieser Berechnung hat Kaiser Julius Cäsar im Jahr 46 v. Christus das oben beschriebene römische Jahr durch unser noch heute gebräuchliches Jahr ersetzt, das 365 Tage und im 4ten Jahre als Schaltjahr 366 Tage zählt und diese Einrichtung nennt man den „julianischen Kalender.“

Aber bald stellte sich heraus, daß diese Rechnung zwar theoretisch richtig ist, daß aber das wirkliche Jahr in Folge der Anziehungskraft des Mondes und der Planeten um 11 Minuten und 12 Sekunden verkürzt wird, also nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 48 Sekunden lang ist. Daher geschah es, daß man durch den julianischen Kalender in je 129 Jahren um einen Tag voraus kam. Deshalb ließ Papst Gregor XIII. den Fehler verbessern und die unterdessen angelaufenen 10 Tage ausschalten und ging im Jahr 1582 von dem 4. Oktober gleich zum 15. über und ordnete an, daß in Zukunft im Jahr 1700, 1800 und 1900 die Schalttage ausfallen sollten, im Jahr 2000 aber nicht, weil das wieder zu viel wäre. Die katholischen Länder nahmen diesen „gregorianischen Kalender“ sofort an, ihnen folgten, freilich erst im Jahre 1700, auch die deutschen Protestanten und ließen nun auf den 18. Februar des Jahres 1700 den 1. März folgen; dann schloß sich England im Jahr 1752 an. Nur die Griechen, Aven und Russen sind bei dem alten „julianischen Kalender“ also 12 Tage hinter der Zeit zurück geblieben, so daß der 4. Mai „alten Stils“ unser 13. ist; darnach sind die russischen Zeitungen u. s. w. stets zu bemessen, weshalb man bei russischen Nachrichten das Datum gewöhnlich in beiden Stilen, den gregorianischen zu oberst angiebt: also  $\frac{16}{4}$  Mai oder  $\frac{2}{20}$  Mai.

Die Juden freilich, die im praktischen Leben auch mit unserm christlichen Jahre rechnen, haben in ihrer religiösen Festordnung noch den „jüdischen Kalender“, nach welchem am 10. September 1885 für sie das Jahr 5646 der Welt mit dem Monat Tischri begonnen hat.

Die Franzosen, die immer gern etwas Besonderes haben, führten im Jahr 1793 auch einmal einen neuen, höchst wunderbaren republikanischen Kalender mit einer höchst wundersamen Zeitrechnung ein. Aber nach dreizehn Jahren setzte Napoleon I. wieder den gregorianischen Kalender in sein Recht ein und seitdem leben unsere erfindungsreichen Nachbarn auch wieder in derselben Zeit wie die andern Menschenkinder.

Wann fängt denn das Jahr eigentlich an? Es hat natürlich ebensowenig einen Anfang als eine Kreislinie, und eine solche liegt ihm ja eigentlich auch zu Grunde. Aber man mußte ihm doch einen Anfang geben. Und dieser war sehr verschieden. Doch hat man schon lange vor Julius Cäsar den Anfang des Jahres in die Mitte des Winters verlegt; auch das julianische Kalenderjahr beginnt mit dem ersten Januar. Das entspricht der Rechnung des Tages von Mitternacht zu Mitternacht. Allein paßte nicht für alle Dinge. Die christliche Kirche mochte nicht gerade die Geburt Jesu als den Schluß ihrer Festfeier begehen und doch hatte man einmal für das Weihnachtsfest den 25. Dezember gewählt und zwar aus Anlaß der bildlichen Auslegung des Propheten Haggai, eine Wahl, die den Deutschen um so mehr gefiel, weil so ihr Zulfest, das sie zu Ehren der Wiedergeburt der Sonne, des zunehmenden Lichtes, feierten, mit neuem schönen Sinn erhalten blieb. Bis zum Jahr 1691 haben aber wegen dieser Sache die Päpste nach dem „Stil der römischen Kurie“ das Jahr von Weihnachten zu Weihnachten gerechnet, während es in manchen christlichen Ländern auch vom 1. oder 25. März an gezählt wurde. Seit dem Papst Innozens III. (1691) hat man schließlich doch den 1. Januar als Jahresanfang auch von Seiten der Kirche angenommen, jedoch nebenbei die seit dem siebenten Jahrhundert aufgekommene Einrichtung eines besondern „Kirchen-Jahres“ festgehalten, welches mit dem ersten Advent d. h. mit dem ersten der vier vor dem 25. Dezember kommenden Sonntage beginnt und auch heute noch den kirchlichen Festordnungen, Predigt- und Gebetbüchern zu Grunde liegt.

Auch die Landwirtschaft fand das Kalenderjahr für ihre Zwecke ungeeignet und richtete sich nach dem Rechnungsjahre, welches mit dem 23. April beginnt. Denn bis dahin ist die Ernte des Jahres eingeheimst, gedroschen und verkauft u. ein Teil als Saat verwendet: jetzt erst kann eine Uebersicht des Jahresertrages und also mit dem 23. April der geschickteste Abschluß der Jahresrechnung stattfinden. Auch



wurden die Besoldungen bis in unsere Zeit auf den 23. April, Juli, Oktober und Januar ausbezahlt und an vielen Orten sind diese Tage noch die Grenzen der Miethquartale der Wohnungen geblieben. Das Dienstbotenjahr dagegen rechnet man nach festlichen Zeiten, ohne Rücksicht auf die Gleichheit der Quartale. Wo die Dienstboten auf ein ganzes Jahr gebingt werden, ist es meist der Stephans-tag (das zweite Weihnachtsfest am 26. Dabr.) zu dem dann der Ostermontag, welcher jährlich seinen Platz im Kalender wechselt, Johanni am 24. Juni und Michaeli am 29. Sepetbr. hinzukamen, während als Zinstag Martini, am 11. November, den Vorzug hatte. Aber auch jeder von uns pflegt als einen besondern Jahrestag seinen Geburtstag oder Namenstag in Ehren zu feiern.

Das also wäre von einem Jahre zu sagen. Aber man kann auch noch in einem andern Sinne fragen: Was ist ein Jahr? Für ein Kind ist's eine unabsehbare lange, lange Zeit; aber je älter der Mensch wird, um so kürzer kommt es ihm vor. Freilich das Jahr, das vor uns liegt, ist uns auch dann noch eine lange Zeit, gegen das vergangene; denn wenn es dahin ist, erscheint es uns fast nur wie ein Tag. Es ist gar wunderbar verschieden mit der Zeit: dem Nichtsthuer schleicht sie träge vorüber; dem Fleißigen fliegt sie davon. Wer viel erlebt, dem geht sie unmerklich dahin; aber sie dehnt sich ihm in der Erinnerung nach ihrem Inhalt aus, während ereignislose Zeiten im Rückblick fast auf Null zusammenschrumpfen. Ja, was ist ein Jahr? Wenn du ein Kind bist und auf ein langes Leben rechnest, so ist's vielleicht der achtzigste Theil deines Lebens, bist du aber vierzig alt, so ist's im besten Falle noch der vierzigste Theil, vielleicht nur ein zwanzigstel oder ein Zehntel oder gar die Hälfte deines Lebensrestes, wenn nicht noch weniger. So wird denn freilich, je älter wir werden, jedes Jahr ein um so größeres Stück unseres Lebens, und es ist eine große Weisheit des Schöpfers, daß mit der Zahl der Jahre auch Lebenslust und Lebenskraft sich mindert, und das Bedürfnis nach Ruhe zunimmt, so daß der Gedanke des Todes bei Einsichtigen allmählig mehr und mehr von seinem Schrecken verliert.

Aber so lange uns Gott Leben und Gesundheit schenkt, möchte der Hausfreund seinen frohen Lebensmuth und seine Lebensfreudigkeit bewahren und so Gott will, sollen es seine Leser und Leserinnen auch. Denn, wenn man noch so alt ist, man kann doch immer noch etwas lernen und etwas leisten u. in diesen beiden Dingen liegt sicherlich des Lebens höchster und befriedigendster Genuß.

Also gebe Gott uns Allen im neuen Jahre Gesundheit und Lebensmuth, daß wir unsere Kraft in treuer Arbeit bewähren und dazu die Freude, daß unsere Arbeit heilsame Früchte bringe!

### Der ewige Kalender.

Es ist manchem Leser interessant zu wissen, auf welchen Wochentag ein gewisser Monatstag fällt; etwa sein eigener Geburtstag, um damit heraus zu bringen, ob er ein glückliches Sonntagskind ist oder nicht. Das kann leicht geschehen. Nimm die Jahreszahl Deiner Geburt, addire dazu den 4. Theil der Jahreszahl und der Zahl des Jahrhunderts, sowie der Zahl des betreffenden Tages im Jahre. Von der erhaltenen Summe ziehe die Zahl des Jahrhunderts ab, dividire die Differenz durch 7. Der Rest giebt den Wochentag an, wenn der Sonntag als erster Tag der Woche angenommen wird. Brüche werden nicht berechnet. Auch im Schaltjahr werden dem Februar nur 28 Tage zugerechnet.

Nach dieser Regel kannst Du ausrechnen, daß Kaiser Wilhelm an einem Mittwoch geboren ist.

Geburtsjahr . . . . .	1797
Der vierte Theil der Jahreszahl 449	
Der vierte Theil des Jahrh. . . . .	4
Der Tag im Jahre: 22. März	81

2331

Ab die Jahrhundertzahl . . . . . 17

2314:7=330

Rest 4 also Mittwoch.



Tröst' Di' Sepp, bist net alloa',  
Der krank is und den's sticht.  
So lang d' Welt, gibts frante Leute  
Des is a 'n alte G'schicht.  
Ja freili; i woas 's dennerfacht selm,  
Ra lest's scho' in da' Bibl,  
I aba bal a'n Dotta siech,  
Ra werd's ma scho' stoa 'üb'l.



## Der Theresienthaler.

I. v. Bl. v. d. G. v. d. G.

Das waren schlimme Tage für unsern Schwarzwald, die Oktobertage des Jahres 1796. Schwerer Südweststurm brauste über das Land, die Nebel hingen dicht in den Schluchten und Thälern, in Strömen goß der Regen herab, Bäche und Flüsse waren über die Ufer getreten und hatten die Brücken weggerissen und die Straßen unwegsam gemacht. Das böse Wetter war aber lange nicht das ärgste Uebel, das über den Wald gekommen, es waren die traurigen Kriegszeiten, welche das Volk der Verzweiflung nahe brachten.

Die Franzosen waren am 24. Juni unter Moreau bei Rehl schon über den Rhein gegangen, hatten die Österreichischen und Reichstruppen in siegreichen Gefechten zurückgeworfen und waren tief in das Herz Deutschlands eingedrungen. Jetzt hatte sich das Blättlein gewendet und Moreau hatte, hart bedrängt, mit Mühe sich die nachdrängenden Oesterreicher vom Leibe haltend, den südlichen Schwarzwald zur Rückzugslinie gewählt, um wo möglich Straßburg oder wenigstens das Oberelsaß zu erreichen, ehe ihm der Erzherzog Carl, der den Rhein herauf zog, den Weg verlegte.

Bei der üblen Herbstwitterung, den ununterbrochenen Eilmärschen und der mangelnden Verpflegung war das französische Heer in der schlimmsten Verfassung — von Disziplin war fast keine Rede mehr. Ohne Schuhe und Strümpfe, statt mit Uniformen, mit Kleidungsstücken aller Art ihre Blößen bedeckend, waren die Soldaten die ächten Ohnehosen.

Ramplam plam  
Papieren argent,  
Da kommen sie an,  
Und haben kein' Schuh'  
Und kein' Strümpf nit an!

Viele hatten Reih' und Glied' verlassen und zogen einzeln und truppweise, plündernd, raubend und mordend neben und hinter dem Heere her, zum Schrecken der armen Bewohner. Von diesen Fricotörs, wie sie sich selbst nannten, wurden,

besonders auf einsamen Höfen, die schrecklichsten Unthaten verübt und der zur Verzweiflung gebracht Walderbauer, kannte natürlich auch keine Schonung, so daß es nicht ganz unglaublich ist, daß gefangene Mordbrenner und Schänder von dem verbitterten Volke zwischen zwei Bretter geschnürt und in der Klopffäge zerschnitten worden seien.

Als der frühe Abend des 14. Oktober hereinbrach, herrschte auf dem Dobelhof bei St. Peter auf dem Walde die bange Sorge. Der heimkehrende Hofbauer hatte die Nachricht gebracht, daß die französische Nachhut unter General Ferrino Neustadt räume, den ganzen Tag hatte man Schießen gehört und mit einbrechender Dunkelheit lohten bald näher, bald ferner gewaltige Brände auf, welche die unheilvolle Thätigkeit der Marodebrüder, die sich besonders der Nachhut angeschlossen,

kund gaben. Viel war freilich nicht mehr zu holen auf dem Dobelhof, denn die adeligen Coudeér, welche zu den Oesterreichern hielten, hatten im Freundesland schlimmer gehaust, als man es vom Feinde erwarten konnte. Das war aber nur um so schlimmer, denn, wenn die Fricotörs nichts fanden, um ihren Hunger zu stillen, hausten sie erst recht wie die



In der Mitte führten sie an einem Stricke den Sägmüller.

Teufel! Der Bauer hatte verboten, Feuer anzuzünden, damit das Licht oder der Rauchgeruch die Plünderer nicht anziehe und hatte sich mit den Seinen in der Wohnstube versammelt, um in inbrünstigem Gebete Gott zu bitten, er möge sie in seiner Guld von allem Uebel verschonen. Da stürzte plötzlich der Mathisle, der Hirtenbub, mit dem Schreckensruf herein: „Sie kumme, — sie kumme. S' zieht scho e Huf em Bach no s' Döbele ruf.“ Ein Schrei des Entsetzens — nur der Bauer verlor den Kopf nicht.

„Des Herren Wille geschehe — wir müßens über uns ergoh' lon. Mathisle, du goh' sch mit de Wibervölcher und Kinde ufs obere Berg-hüsli, wills Gott, finde se das nit. Der Megidi un ich, wir blibe do!

„Un i g'hör au zu de Mannslüt un blib au do



bi dir Batterle“ schrie das 12jährige Hännli. — „In Gottesname denn. Aber goht furt, s'isch fei Zit z'verliere — i hör die Kerli, mein i, scho brüele.“ —

Wie der Bauer angeordnet, so geschah es. Die weinenden Weiber und Kinder verließen mit dem Mathisle den Hof und die Zurückgebliebenen warteten in banger Sorge der Dinge, die da kommen sollten.

Die Fricotörs ließen nicht lange auf sich warten. Es waren etwa 25—30 Mann aller Waffengattungen. Ein paar hatten sich mit gestohlenen Bauernpferden beritten gemacht, andere trugen Kienfackeln, bei deren flackerndem Lichte einzelne blutrothe Federbüsche um so greller hervorstachen. In der Mitte führten sie an einem Stricke den Sägmüller, der als Führer dienen mußte, trotzdem ihm das Blut aus einer Hiebwunde über das Gesicht lief.

Der Hofbauer hatte Thor und Thür weit öffnen lassen, um nicht den Grimm der Marodebrüder zu reizen, und so zogen sie schreiend und sakramentirend in den Hof ein und drangen in Küche und Keller, auf den Speicher und in die Ställe. Ihre Wuth, daß sie nur magere Beute fanden, ließen sie an dem unglücklichen Bauer und seinem Knechte aus, die mit Kolbenstößen und Säbelhieben malträtirt wurden. Da die hungernden Nachzügler sich nicht verständlich machen konnten, stieg ihre Erbitterung um so höher, und selbst das arme Hännli lag wimmernd in einer Ecke, in die es ein Fußtritt geschleudert hatte.

Da der Hofbauer auf das wiederholte Geschrei nach „argent“ kopfschüttelnd den Besitz verneint hatte, zogen die Wüthriche ihm die Schuhe aus, um ihm die Fußsohle mit der Kienfackel zu rösten und ihn so zum Geständnis zu bringen — als jubelndes Gebrüll eine lohnende Entdeckung verkündete. Ein Theil des Trupps hatte die Umgebung des Hofes nach etwa geflüchtetem Vieh durchsucht und so das Berghäuslein entdeckt. Hier hatten sie außer Getränken und Lebensmitteln, welche der Hofbauer vorsichtigerweise dahin hatte bringen lassen — die geflüchteten Frauen und Kinder gefunden, welche sie nun jubelnd herabschleppten. Der arme Mathisle war von einem Bajonet durchbohrt worden und seine blutende Leiche lag oben auf der Halde.

Ein Verzweiflungsschrei entrann sich der Brust des gebundenen Hofbauern, als er sein Weib und seine Kinder, darunter das 15jährige Mariele, in den Händen der Wüthriche sah.

Ein paar Krüge Kirchwasser, welche die Marodeure im Berghäuslein gefunden, machte sie vollends zu rasenden Teufeln, und das Loos der

armen Wälderfamilie schien sich fürchterlich gestalten zu wollen.

Da erschien plötzlich unter der Nebenthüre die schmächliche Gestalt eines, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings in der zerrissenen und beschmutzten Uniform eines Chasseuroffiziers. Der Offizier kannte gleich den Ernst der Situation. Mit Energie stellte er die Blünderer zur Rede, allein — mit Hohngelächter wurde ihm geantwortet, und als er gar einem wilden Gesellen das Bauerntöchterlein entreißen wollte, gab ihm dieser mit einem „sacrée mille tonnerre“ einen Fauststoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte. Im nächsten Moment fauste aber des Chasseuroffiziers Schwadronklinge dem Reuterer über den Kopf, daß derselbe blutend zusammenbrach. Ein Wuthgeheul folgte dieser That, und einer der Bande riß das Gewehr herauf, und ein lauter Schuß erkrachte in der niedern Bauernstube.

Die Kugel hatte die Wange des jungen Offiziers gestreift, das Bataillenband seines Kasckett's abgerissen und das Blut rieselte herab auf seine rothen Aufschläge. — Lobend drang die disziplinslose Bande auf ihn ein — die Bestie hatte Blut gesehen. Noch stand er, zwar aufrecht, im Pulverdampfe, aber der nächste Augenblick konnte sein Schicksal zum Schlimmen wenden. Da wurde es laut vor der Thüre im Hofe, der Lärm von Pferdehufen erscholl, und ehe die Reuterer sich die Sachlage recht klar machten, drangen Chasseurs herein und brachten, ohne lange zu fragen, mit wichtigen Säbelhieben ihrem Offizier die so nötige Hilfe. Der Schuß war dessen Rettung gewesen. Eine schwache Eskadron war von General Ferino als Seitenpatrouille ausgeschiedt worden, und in der Dunkelheit der Nacht war der Lieutenant mit einer Ordonnanz vorausgeritten, um den verlorenen Weg in dem Gewirre der verschiedenen Döbeln aufzusuchen, der Lärm und der Lichtschimmer hatten ihn geleitet, und so war er gerade recht gekommen, um die schwer bedrohte Wälderfamilie von dem entsehrlichsten Loose zu retten. Mit den Marodeurs wurde kurzer Prozeß gemacht. Was nicht durch die Fenster in der Verwirrung entkommen war, wurde an die Leine genommen, derjenige aber, welcher den Schuß auf den Offizier abgefeuert, in den Hof geführt und beim Scheine einer Stalllaterne mit drei Karabinerschüssen in die Ewigkeit befördert.

Freilich schonten die ausgehungerten Chasseurs das Kirchwasser und die Lebensmittel, welche vom Berghäuslein herabgeschleppt waren, auch nicht — aber das war Nebensache, und der seinen Fesseln entledigte Bauer erbot sich, da er einen deutsch sprechenden Reiter fand, freiwillig statt



des Sägemüllers als Führer an. Der verwundete Offizier wurde nothdürftig verbunden und das, eifrig Hülfe leistende Mariele schleppte das Beste herbei, was an Leinwand noch vorhanden war. Bei dieser Samariterarbeit fand die kleine Gelegenheit, den deutsch sprechenden Kriegsmann nach dem Namen ihres Retters zu fragen.

„Das ischt der Lieutenant Blanchard, das isch e braver Soldat und bo enfant — e besseren weist d'Erde nit!“

Da, als die Reiter schon zum Auffitzen bereit waren, trat das Mariele schüchtern zu dem Lieutenant, und dicke Thränen rollten ihr die Wangen herab — es hätte ja so gern seinen Dank aus innerstem Herzen ausgesprochen, aber es konnte es ja nicht, der, welcher für es sein Blut vergossen, sprach seine Sprache nicht.

Aber er verstand sie doch, und als sie ihm etwas die in Hand drückte, schlug er ihr freundlich auf die Schulter und sagte nochmals: Merci, Merci und — souvenir!

Was hatte aber das Mariele dem französischen Reiteroffizier gegeben? Das einzige, was sie noch von einigem Werthe im Besitz hatte — ein Ruster von Freiburger Granaten und daranhängend einen silbernen Marien-Theresienthaler mit dem Bilde der Muttergottes, ihr Pathengeschenk.

## II.

Der Frühling des Jahres 1870 hatte für die Freigrasschaft (Franche comté) verhältnismäßig ruhige Tage gebracht, denn es herrschte Waffenstillstand und die Friedensverhandlungen waren in vollem Gange. Freilich hatte das schwer mitgenommene Land die Ruhe auch sehr nöthig. Bourbaki war bei seinem jammervollen Rückzuge in die Schweiz darüber hingezogen, Garibaldi'sche Schaaren hatten schlimm drin gehaust und jetzt lag das ganze Heer des General Werder dort, bereit, alsbald die Waffen wieder zu ergreifen, wenn die Friedensverhandlungen sich zerschlagen würden. Die Aufregung bei der Bevölkerung war daher keine geringe, als der Waffenstillstand zu Ende ging und immer und immer die ersehnte

Friedensnachricht nicht kommen wollte. Auch die deutschen Truppen rüsteten sich zum Wiederbeginn der blutigen Arbeit und zogen aus den bequemen Quartieren wieder in die Gefechtsstellungen.

Um diese Zeit war es, als eine größere Truppe, bestehend aus einem Bataillon Infanterie und etwas Reiterei in die befohlene Aufstellung rückte. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, golden schien die Sonne herab vom blauen Himmel, und da die Luft frisch und kühl war, konnte man sich kein besseres Marschwetter wünschen. So gut aber das Wetter war, um so schlimmer war die Straße. Der Straßendamm der vorzüglichen französischen Chaussee, die den stolzen Titel „grande route imperiale“ auf ihren Kilometersteinen trug, war bis zur Ackerkrume zerstört und weite Bogen ins Feld hinaus mußten Menschen und Pferde ein Plätzchen suchen, um festen Halt

für den Fuß zu gewinnen. Die Sonne hatte den Schnee hinweggeleckt, und da sah man deutlich die schwarzen Feuerstellen, wo die Franzosen und ihre Verfolger abgekocht, Reste von Kleidungsstücken, Trümmer von Fuhrwerken u. viele, von Füchsen u. Wölfen angeriffene Pferdeleichen, welche die Luft verpesteten, lagen überall umher. So



Und einer der Bande riß das Gewehr herauf.

sah die Heerstraße aus, welche Bourbaki gezogen — ein trauriges Bild der Zerstörungen des Krieges.

Diesen Weg nun marschierte die deutsche Truppe mühsam dahin, es war wahrlich nicht zu verwundern, daß trotz des herrlichen Frühlingswetters, kein fröhlicher Gesang erscholl, weder „Das schwarzbraune Mädchen“ noch der hochbeliebte „Prinz Eugenius“. Die Mühseligkeiten waren zu groß, und die Leute zu erschöpft. Einige hundert Schritte vor der Infanterie ritt die Reiterabtheilung und der Führer der Truppe mit seinem Adjutanten an der Spitze des Bataillons. Gesprochen wurde nicht viel, denn die Reiter mußten sorgsam auf die Straße achten, um nicht zu Fall zu kommen. Der Adjutant mühte sich gerade ab, seine feuchtgewordene Liebescigarre wieder in Brand zu setzen, welche süße Wohlgerüche in die Frühlingluft



aushauchte, als er aus seiner mühevollen Arbeit durch einen Aufruf seines Majors aufgeschreckt wurde.

„Was, zum Teufel, mögen die Dragoner davorne haben, — sie halten um etwas, das auf der Straße liegt.“

Der Adjutant warf seine nasse Schupfnudel, an die er seinen besten Athem verschwendet, weg, und nahm den Feldstecher heraus.

„So viel ich sehe, liegt ein Mensch auf der Straße — wahrscheinlich ein Todter.“

„Die sind doch wohl alle jetzt weggeschafft, nun wir werden ja sehen.“

Die Dragoner waren weiter geritten, und als das Bataillon an die Stelle kam, lag da ein blutjunger Franzose in der Uniform eines Mobilgardisten am Straßenrand. Nun war ein solcher Anblick gerade nichts Seltenes. Truppweise, mit Stöcken in der Hand, zogen Soldaten der Besatzung von Belfort, welche ihre Reihen verlassen, während des Waffenstillstands umher, und mancher sank erschöpft nieder, um nicht mehr aufzustehen. So ritten auch die Offiziere gleichgültig vorüber, als plötzlich ein Tambour, welcher den vermeintlichen Leichnam mit dem Fuße angestochen, verwundert ausrief:

„He Bigott — der Kerl lebt ja noch.“ Der Major hielt und schickte seinen Adjutanten nach dem hinter dem Bataillon reitenden Arzte. Dieser stieg ab und untersuchte den Kranken.

„Ich fürchte, Herr Major, der arme Teufel hat den Typhus. Ich denke, wir lassen ihn ruhig liegen und setzen den Maire des nächsten Dorfes in Kenntnis. Lange wird er's doch wohl nicht mehr machen, er ist zu erschöpft. Für alle Fälle hab' ich sein Abrechnungsbüchlein an mich genommen, damit der Maire doch weiß, wie der Bursche heißt!“

„Nein“, sagte der Major, „wir haben ja einen leeren Wagen bei uns, legen wir ihn auf und liefern ihn in's Lazareth — ich bring's nicht über mich, das blutjunge Büchlein hier im Straßengraben liegen zu lassen.“

„Wie Sie befehlen, Herr Major“, meinte der Doktor, „viel wird's freilich nicht mehr helfen. Also r'auf mit ihm auf den Wagen und in's Aufnahmehospital nach Sesmes!“

So geschah es, und die Truppe zog weiter, ihrer Bestimmung zu.

Einige Tage später rückte, in schon vorgerückter Mittagsstunde, das Bataillon in ein Dörflein in der Nähe von Dôle. Viel war dort überall nicht zu haben, und um seine Leute möglichst gut unterzubringen, nahm der Major die Einquartierung selbst mit in die Hand und verhandelte mit dem

Maire, was ihm um so leichter wurde, da er geläufig französisch sprach.

„Für den Herrn Kommandanten“, meinte der Maire, „wüßte ich ein gutes Quartier. Es liegt zwar ein Viertelstündchen von dem Orte und ist deshalb selten belegt worden, aber jetzt, während des Waffenstillstandes . . . „Freilich“, setzte er zögernd hinzu, „freilich“.

„Nun was hat es für einen Haften?“ fragte der Major.

„Der Besitzer ist ein alter Arzt, der sich in Martinique ein Vermögen gemacht hat, — ein sehr braver Mann, hat aber durch den Krieg viel Unheil erlitten und ist deshalb sehr verbittert.“

„Nun, ich hoffe mit ihm auszukommen, Ordonnanz, schicken Sie mir meinen Reitknecht mit den Pferden voraus. Auch der Doktor soll mitgehen, da er sich immer beklagt, er bekomme nie ein ordentliches Quartier. Er soll aber den Quartierzettel nicht wieder vergessen. Herr Major, fertigen Sie denselben aus, 2 Offiziere, 3 Soldaten und 5 Pferde. So, wenn ich fertig bin, komme ich nach.“

Nach etwa einer halben Stunde folgte der Major der rückgekehrten Ordonnanz nach seinem Quartiere.

„Ist es weit von hier?“

„Dort oben, des Schato — schloßle mit de 2 Tanne“, war die Antwort.

Als der Stabsoffizier in dem „Schatoschloßle“ ankam, fand er seinen Doktor nicht in der rosigsten Laune.

„Nicht einmal gefragt hat das alte Brumm-eisen, ob wir schon etwas gegessen haben — von Wein gar nicht zu reden.“

„Nun, man muß eben mit ihm sprechen“, meinte der Major, und beauftragte die alte Bonne, ihren Herrn zu ihm zu bitten.

Der alte Franzose kam. Ein hochgewachsener, spindeldürrer Greis mit schneeweißen Haaren. Er machte ein Gesicht wie Essig.

Der Major stellte ihm vor, seine Einquartierung habe seit Tagesanbruch nichts gegessen und er bitte deshalb um ein einfaches Mahl.

Der alte Franzose wurde zwar ein klein Bißchen freundlicher, als er den Deutschen geläufig französisch reden hörte, meinte aber doch, zum Dejeuner sei es zu spät und zum Diner zu früh — überdies sei Nichts da, nicht einmal Zwiebeln“.

Der Major lachte:

„Die Zwiebeln kennen wir schon lange — Doktorchen, Doktorchen, eine Kruste Brod und einen Milchkäse werden sie doch haben, für ausgehungerte Leute.“

Der Doktor sah den Offizier mit komischem



Ingrimme an, murmelte etwas in den Bart und entfernte sich. Bald erschien die Bonne und deckte den Tisch. Freilich war es nicht viel, was sie aufsticht — halbprohe Hammelkoteletts und Löwenzahn Salat, der in Frankreich einen kuriosen Namen führt, den sich die Breisacher mit „Bisangeli“ mundgerecht gemacht haben, dazu ein blisfsaurer Weißwein, ächte Piquette.

Nun, der Hunger ist ein guter Koch, bald war der letzte Rest vertilgt, und der Wein wollte nicht recht hinab, und als, nach aufgehobener Tafel, der Major zum Appell nach dem Dorfe ging, saß der Oberarzt noch bei dem ersten Glase, was sonst ganz gegen seine Gewohnheit war.

Blöthlich trat sein alter französischer Kollege in das Zimmer und fragte ziemlich höhnisch:

„Nun, Herr Kollega, schmeckt der Wein nicht? Ihr Deutschen seid ja sonst im Trinken nicht faul!“

„Nein — der schmeckt nicht, mit so einem Sauerampfer macht man bei uns den Salat nicht an!“

„Was — ihr habt ja gar keinen Wein!“ Das war für den Badenfer eine schwere Beleidigung.

„Wir keinen Wein? Marktgräser, Affenthaler, Klingelberger, Mauerwein, Lüzelschensener und vor allem Seewein! Donnerwetter — wir keinen Wein. Dafür sollt ihr gestraft werden, Uhren hab' ich jetzt genug gestohlen, aber ich hab' eine Muschelsammlung gesehen, die ihr von Martinique mitgebracht habt — dafür schwärm' ich. Die nehm' ich für mein Aquarium mit, alle, alle die bunten Schnecken. Das soll die Strafe sein, für den verdammten Sauremus, mit dem ihr mich vergiften wollt! Wurst wider Wurst.“

Ueber das finstere Gesicht des Franzosen zog etwas wie ein leichtes Lächeln.

„Da muß ich euch wohl einen bessern holen, Kollega — von zwei Nebeln immer das kleinste.“

Er ging hinaus und kehrte mit zwei Flaschen Moulin-à-vent zurück und bald saßen die beiden Aerzte beisammen und plauderten.

„Apropos“, sagte der Militärarzt, „Euer Name, Kollega, auf dem Quartierzettel, hat mich heute an etwas erinnert. Kennt Ihr vielleicht einen Mobilgardisten, der Euren Namen trägt?“

Da sprang der alte Mann auf und rief mit bewegter Stimme:

„Mein Enkel — mein Jules. Was wißt Ihr von ihm — ist er todt?“

Auch der Oberarzt war gerührt und theilte dem Kollegen mit, daß der junge Mann schwer am Typhus erkrankt nach Pesmes ins Lazareth gebracht worden sei.

„Der Telegraph ist wieder hergestellt, aber um Gotteswillen, an wen kann ich mich wenden?“

„Das will ich besorgen — in einer Viertelstunde sollt Ihr Antwort haben, der dirigirende Arzt ist mein Freund“, damit sprang der Oberarzt auf und eilte davon.

Als der Major von seinem Dienstgang zurückkehrte, war er nicht wenig verwundert, die Bonne in voller Arbeit zu sehen, eine Tafel elegant herzurichten und ebenso den Alten mit einem Flaschen-

forb aus dem Stalle, wo er seine Weine eingemauert hatte, hervorkommen zu sehen; ehe er sich noch erkundigen konnte, kam sein Oberarzt mit strahlendem Gesichte zum Hofthor herein und schrie schon von Weitem:

„Gute Nachricht, Kollega, hört das Telegramm:

„Geht viel besser — Erschöpfung war die Hauptsache — baldige Genesung zu erwarten.“

„Dem Herrn sei Dank, mein Enkel erhalten! Mein armer Sohn fiel vor Paris. Morgen gehe ich nach Pesmes. Doch jetzt herein, meine Herren — die Zwiebeln sind wieder gefunden.“

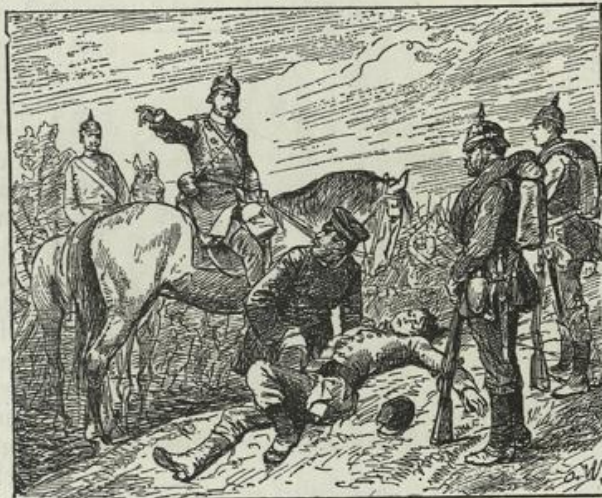
Als die drei beim lecker bereiteten Mahle saßen, ergriff der alte Franzose das Glas und dankte seinem Kollegen in bewegten Worten.

„Halt“, sprach dieser, „nicht mir gebührt der Dank, Herr Blauchard, daß ihr Enkel gerettet. Dort der Herr Major hatte den glücklichen und menschenfreundlichen Gedanken, den jungen Menschen von der Strafe wegzunehmen und in gute Pflege zu schicken.“

„Herr Major, wie soll, wie kann ich Ihnen danken?“

Der Major saß aber da, in tiefem Nachdenken, endlich sprach er:

„Ich habe eben den Namen Blauchard gehört



Nein, sagte der Major, wir haben ja einen leeren Wagen bei uns.

mein Enkel erhalten! Mein armer Sohn fiel vor Paris. Morgen gehe ich nach Pesmes. Doch jetzt herein, meine Herren — die Zwiebeln sind wieder gefunden.“

Als die drei beim lecker bereiteten Mahle saßen, ergriff der alte Franzose das Glas und dankte seinem Kollegen in bewegten Worten.

„Halt“, sprach dieser, „nicht mir gebührt der Dank, Herr Blauchard, daß ihr Enkel gerettet. Dort der Herr Major hatte den glücklichen und menschenfreundlichen Gedanken, den jungen Menschen von der Strafe wegzunehmen und in gute Pflege zu schicken.“

„Herr Major, wie soll, wie kann ich Ihnen danken?“

Der Major saß aber da, in tiefem Nachdenken, endlich sprach er:

„Ich habe eben den Namen Blauchard gehört



— heißen Sie in der That Blauchard?"

„Ja freilich, so ist mein Name?"

„Wunderbar, höchst wunderbar. Ein französischer Lieutenant Blauchard, hat vor 75 Jahren meine Großmutter mit Lebensgefahr aus großer Noth gerettet.“

„Und sie gab ihm zur Erinnerung einen Muttergottesthaler?"

„Um Gott — woher wissen Sie das?"

Da stand der alte Mann auf und ging zu seinem Schreibtisch, holte mit zitternder Hand ein Safian-Etui hervor, das er öffnete und ein Granatmuster mit einem daran hängenden Marien-Theresien-Thaler herausnahm.

„Gottes Wege sind wunderbar“, sprach der Major. Der Franzose wollte gerade sprechen, als plötzlich ferner Kanonendonner in abgemessenen Pausen über das Land rollte.

„Um Gottes Willen — was ist das?“ fragte der alte Arzt.

Der Major horchte einen Augenblick hin — alle Glocken im Dörflein ertönten in feierlichem Klange.

„Das ist der Friede!“

#### Aus dem Gerichtssaale

Staatsanwalt: „Der einzige Milderungsgrund, den ich dem Angeeschuldigten bei Begehung seines Verbrechens zugestehen kann, ist der einer Beispiellofen Dummheit!“ —

Der Vertheidiger des Anklagten, sich rasch erhebend: „Wenn mein Klient diese Charakteristik seiner Geisteskräfte nicht ruhig hinzunehmen gesonnen ist, so ist dies lediglich seine Sache. Ich als Vertheidiger acceptire jedenfalls den angegebenen Milderungsgrund für mich!“

In einer Gesellschaft war von einem vornehmen Musik-Dilettanten die Rede, der durch seine einflussreichen Verbindungen die Aufführung einer von ihm komponirten höchst erbärmlichen Oper auf der fürstlichen Hofbühne durchgesetzt und — ein glänzendes Fiasko derselben erreicht hatte. „Wie alt mag wohl der Komponist sein?“ fragte eine Dame den in der Gesellschaft anwesenden Intendanten des Hoftheaters. — „Genau weiß ich's nicht“, erwiderte dieser lächelnd, „aber nach Aufführung seiner Oper hätte ich ihm — fünf- undzwanzig geben mögen!“

#### Hebel auf dem Gymnasium zu Karlsruhe.

Der begabte Mensch bricht sich überall Bahn, sagt ein Sprichwort. Aber dem ist nicht immer so; tausende talentvoll angelegter Naturen verkümmern, gehen in vergeblichem Ringen zu Grunde, weil nicht zur rechten Zeit eine rettende Hand sich ihnen bot, die sie hervorzog aus dem Dunkel und auf einen Weg leitete, welcher die Entwicklung der in der Seele schlummernden Keime ermöglichte und förderte. J. P. Hebel fand eine solche rettende Hand in dem Hofdiakonus August Gottlieb Preußchen in Karlsruhe, der den talentvollen Knaben bei einer Prüfung der Lateinschule in Schopshheim im Wiesenthal kennen lernte und den jungen Hebel in seiner Neigung, ein Pfarrer zu werden, befestigte.

Freilich, das Studium war nicht so leicht und kostete schon damals viel Geld, wie noch mehr heute. Hebel war nicht ohne Vermögen; 3 bis



Gottes Wege sind wunderbar, sprach der Major.

4000 *M.*, das war schon Etwas in der damaligen Zeit. Aber es war der gesammte Erlös aus dem Verkauf des elterlichen Hauses in Hausen und einiger weniger Grundstücke; denn sein Vater Johann Jakob Hebel war schon am 25. Juli 1761 gestorben, also als der Knabe kaum etwas über ein Jahr alt war, und seine Mutter starb im Jahre 1773. So war Hebel mit dreizehn Jahren ein einsames Waisenkind,

und was zu seiner Ausbildung geschah, das geschah alles aus dem Ertrag seines Vermögens.

Dennoch wagte sein Vogtmann, oder Pfleger, Seb. Wehrer, den Schritt und brachte den vierzehnjährigen Hebel, der Ostern 1774 konfirmirt worden war, nach Karlsruhe auf die Gelehrtenschule, damals Gymnasium illustre genannt. Und in der That war die Anstalt dieses Namens „berühmt“, „hervorragend“ würdig; denn der Markgraf Karl Friedrich, der unermüdlche Förderer ebenso der geistigen, wie der materiellen Interessen seines kleinen Landes, hatte sie nach den Rathschlägen des damals noch jugendlichen aber schon angesehenen Schriftstellers Christoph Wieland eingerichtet, er stand mit dem Dichter Pfefel aus Kolmar, einem badischen Pfarrerssohn aus Mundingen bei Emmendingen, in Unterhandlung wegen Uebernahme einer Professorenstelle, der aber wegen seines schon damals auftauchenden



den Augenleidens, an dem er später vollständig erblindete, ablehnen mußte. Das Gymnasium illustre war gewissermaßen eine Hochschule; in den beiden obersten Klassen erhielten die Zöglinge nach ihrem Studiumsvorhaben schon besonderen Fachunterricht als Juristen, Mediziner und Theologen, die damals auch die Vertreter der Philologie waren.

Hebel hat später oft von seinem Eintritt in die Anstalt erzählt. Am 22. April 1774 erschien er vor dem damaligen Rektor Christian Sachs, dem spätern Verfasser einer badischen Landesgeschichte. Auf dem Pult lag das große in Leder eingebundene Album Gymnasii, in welches die neu eintretenden Schüler eingetragen wurden. Auf die Frage, ob er schon wisse, was er werden wolle, antwortete der junge Hebel mit Entschiedenheit: ein „Pfarrer!“

Mit einer anderen Frage, die der Rektor gewöhnlich an die neu eintretenden Schüler stellte, ob sie auch etwas zur Gymnasiums-bibliothek beitragen wollten, verschonte er ihn, denn das mitgebrachte Zeugniß und die, wenn auch ganz reinliche Kleidung, deutete auf schmale Vermögenszustände, und der damals neue Gymnasiums-zögling trug zwar, wie er später oft erzählte, Schuhe, aber seit noch nicht gar so langer Zeit. Karlsruhe war damals eine kleine Stadt von nur 4000 Einwohnern, entsprechende Residenz des kleinen Landes, das damals aus der Markgrafschaft Durlach mit den Städten

Durlach und Pforzheim und seit drei Jahren aus der Markgrafschaft Baden mit den Städten Baden und Rastatt bestand. Und doch zählte das Gymnasium 181 Schüler, und hervorragende Männer waren an demselben thätig. Hebel wurde in die 7. Klasse — die der heutigen Sekunda entspricht, aufgenommen. Er hätte hier zwei Jahre bis zum vollendeten sechszehnten Jahre verbleiben sollen; aber da er unter den 16 Sekundanern den 4. Platz einnahm, so rückte er ausnahmsweise in die oberste Abteilung der Anstalt vor, wo ein dreijähriger Kursus unerlässlich war.

Bei diesem wackern Streben des jungen Hebel war es begreiflich, daß die Freundeshand, die ihn in Schoppsheim ermunterte und herausfand,

in Karlsruhe ihn nicht im Stiche ließ. Hofdiakonus Preuschen nahm ihn in sein Haus auf und gab ihm zwei Tage in der Woche Kost; zugleich mußte Preuschen noch andere Männer zu gewinnen, die Hebel die übrigen fünf Wochentage an ihren Tisch nahmen; der damalige Vorstand des Gymnasiums beschenkte ihn regelmäßig mit einer Geldgabe. So blieb Hebel vier Jahre lang bis Ostern 1778 Schüler des Gymnasiums illustre.

Noch sind aus dieser Zeit einige Arbeiten vorhanden, die uns einen Einblick eröffnen in das Denken und Fühlen des jungen Hebel. Die Schüler der obersten zwei Klassen bildeten damals unter Leitung eines Professors einen Verein, lateinische Gesellschaft genannt, in welchem sie sich an selbstgewählte ernstere Beschäftigung gewöhnen, vor allem aber Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck und im Vortrag der lateinischen Sprache erringen wollten. Sie kamen alle Samstag nachmittags zusammen. Da hielt zunächst einer einen kürzern oder längern Vortrag über ein selbstgewähltes Thema, ein zweiter erläuterte eine Stelle aus den alten Schriftstellern, ein dritter theilte eine beachtenswerte Neuigkeit aus einer Literaturzeitung oder einer politischen Zeitung mit, alles selbstverständlich in lateinischer Sprache.

Hebel kam in den zwei Jahren, welche er dem Verein angehörte, vier mal an die Reihe mit einem lateinischen Vortrag. Das erstemal — es war am 6. Juli 1776 — sprach er „Ueber das Mißtrauen, das leicht aus unglücklichen Verhältnissen hervorgehen könne.“ Es ist die Wahl dieses Gegenstandes bezeichnend. Hebel war ja von der Mißgunst der Verhältnisse verfolgt, er war ein Dorfkind unter den Städtern, er hatte Vater und Mutter verloren und war auf die Theilnahme von Freunden angewiesen. Er fühlte selbst die Gefahren, die einem aus solchen Verhältnissen herausgewachsen und mit ihnen ringenden Gemüth drohten und suchte sich in dieser Abhandlung davon zu befreien. Es spricht ein ängstliches Gemüth aus diesem Vortrag; Hebel



Rektor: „Weißt Du schon, was du werden willst?“  
Hebel: „Ja, ein Pfarrer.“



muß sich innerlich bedrückt und verlassen gefühlt haben; kein fröhlicher Jugendmuth, kein freudiges Hoffen und Vertrauen auf die Zukunft geht durch seine Worte. „Obwohl euer Anblick mich zum Reden ermuntern sollte, so fallen mir doch Dinge ein, welche mich so ängstlich und aufgeregert machen, daß, wenn ich mich nicht auf euere außerordentliche Freundlichkeit verlassen dürfte, ich lieber schweigen als reden möchte.“ So beginnt er seine Rede, und derselbe Ton klingt durch den ganzen Vortrag. Ein fröhlicher und frischerer Ton weht aus dem zweiten Vortrag: Ueber die Duellen und Prinzipien der Wahrheit (Spätjahr 1776) „Die Wahrheit ist aller Dinge Kern, wer mag es bezweifeln? Nehmt die Wahrheit aus der Welt, jede Tugend ist fort, jede Weisheit, jedes wahre Glück.“ In der dritten Rede erläuterte er den Satz: „Schaffenslust und Frohsinn, die sichern Kennzeichen eines edel angelegten Jünglings.“ Der vierte enthält eine Vergleichung Cäsars und Augustus, beide aus dem Schuljahr 1777/78, das damals an Ostern schloß. In der letzten Rede nimmt Hebel Partei für Augustus gegen Cäsar: „Cäsar kam durch Gewalt und durchs Schwert auf den Thron, Augustus durch Adoption. Cäsar ist in der Freundschaft leichtfertig, Augustus ernst. In der Religion ist Cäsar ein unheilvoller Verächter, Augustus aber ein ängstlicher Verehrer. Dementsprechend war auch beider Ende. Cäsar fiel durch Verschwörer, Augustus beschließt sein Leben in den Armen seiner Gattin.“ Man wird schwerlich die Bedenken gegen allerlei Ausführungen des jugendlichen Hebel zurückhalten können. Nachdem Hebel noch durch ein strenges Examen seine volle Reise zur Universität dargethan, wurde er Ostern 1778 aus dem Gymnasium entlassen. Die Lebensbeschreibung vom Jahre 1842, die in der fünf Bände-Ausgabe sich findet, weiß viel von bösen Streichen Hebel's zu erzählen, die er während der Gymnasiumszeit verübt habe. So soll er einem Mitschüler, der zu dieser Zeit bei Preuschen wohnte und dessen pedantisches Wesen Hebel ärgerte, die Thürfalle erhitzt haben, so daß dieser beim Nachhausegehen sich die Finger verbrannte und laut aufschrie. Hebel sei dann aus dem Hause gewiesen worden, habe aber einen lateinischen Keuebrief geschrieben und sich zugleich gestellt, als ob er im Falle der Zurückweisung der Bitte ins Wasser springen werde und sei dann wieder in Gnaden angenommen worden. Die Erzählung dürfte kaum der Wirklichkeit der damaligen Verhältnisse entsprechen, denn das Gymnasium stellte ihm in jeder Beziehung günstiges Zeugniß aus, außer daß er mit andern Schülern getadelt wurde, daß

sie gleich am Schlusse des letzten Schuljahres die Schulbücher verkauften. Auch Preuschen nimmt sich während der Universitätszeit Hebel's kräftig an und verschafft ihm unter eigener Bürgschaft Geld.

Doch ist anzunehmen, daß in den letzten Jahren seines Aufenthaltes auf dem Gymnasium, nachdem Hebel sich in den ungewohnten Verhältnissen zurecht gefunden und zum Bewußtsein seiner Anlagen gekommen war, sein früheres fröhliches, zu Scherz und wohl auch zu tollen Einfällen geneigtes Wesen wieder sich Bahn brach. Hievon liegt ein Zeugniß vor, ein Verschen, das sich aus dieser Zeit unmittelbar nach Beendigung der Gymnasialstudien erhalten hat und das wir dem geneigten Leser in der eigenthümlichen Rechtschreibung zum Abschluß unserer Erzählung noch hierher setzen wollen. Die Zeilen tragen des Datum vom 24. April 1778; als Hebel gerade in Durlach war, schrieb er sie einem Freunde ins Stanmbuch:

Ich bin hier in der Fremde  
Und habe nur Ein Hemde,  
Wenn das zur Wäsche sbringt,  
So lieg ich in dem Bette,  
Wie Phylax an der Kette,  
Bis man mir's wieder bringt.

Bald darauf schnürte Hebel sein Ränzchen und bezog die Universität Erlangen. *v. Amst. Langen*

### Des Klapperstorchens Winterquartier.

Trotz den interessanten und fleißigen Forschungen Brehm's und anderer Gelehrten hat man doch über die Reisen und den Winteraufenthalt unserer Zugvögel noch nicht vollständige Sicherheit erlangt. Vielleicht trägt nachfolgende Erzählung eines Stückleins, das sich im badischen Oberlande zugetragen und über welches Brehm selbst herzlich gelacht, Einiges zur Aufklärung bei.

Vor ein Paar Jahren fiel aus dem Storchenneste, welches sich auf dem Hause des Bürgermeisters in Bürstenhausen befand, ein ungeschickter junger Storch und verletzte sich am Bein. Die Kinder des Bürgermeisters nahmen den Verunglückten auf, pflegten ihn so liebevoll, daß Hansi, wie der Langbein getauft wurde, prächtig gedieh' und als ächter Froschpfefer seine Jagden in die ganze Umgegend ausdehnte, am Abend aber regelmäßig sich wieder im bürgermeisterlichen Hofe einstellte.

Als nun der Herbst herankam und die Störche sich zur Abreise rüsteten, machte der Lehrer, ein Hauptschlaumeier, den Bürgermeister darauf aufmerksam, daß Hansi dem Wandertriebe Folge leisten und mit seinen Kameraden Heidi ziehen werde in fremde Lande. Man könnte den Fall,



meinte der Lehrer, im Interesse der Wissenschaft verwerthen und durch den Hansi in Erfahrung bringen, wo die Störche eigentlich ihr Winterquartier hätten. Er wolle schon das Nöthige besorgen, wenn der Herr Bürgermeister damit einverstanden sei. Der Bürgermeister war einverstanden, der Hansi wurde säuberlich eingefangen und bekam ein rothes Halsbändlein, worauf mit leserlicher Schrift mit Zeichentinte geschrieben stand:

„Ich Hansi gehöre dem Herrn Bürgermeister in Bürstenhausen. Wo war ich den Winter über?“

Richtig — eines schönen Morgens war unser Hansi abgeturnt. Als aber die goldne Sonne und der Föhn den Winterschnee geschmolzen und als Petri — Stuhlfeier, der Storchentag, herankam, da wartete die ganze Bürgermeisterfamilie, ja das ganze Dorf mit Sehnsucht und voll Neugierde auf den guten Hansi und — siehe da — eines Morgens marschirte der Krottenpfezer mit seinen rothen Strümpfen im Bürgermeistershofe herum, als sei er gar nicht fortgewesen. Was aber das Merkwürdigste war, der Wiedergekehrte trug — ein blaues Bändlein um den Hals!

Das halbe Dorf versammelte sich, um sich das blaue Wunder zu beschauen. Mit allen Lock-

mitteln und Delikatessen wurde unser Hansi beigeiselt und das blaue Bändlein von seinem langen Halse gelöst. Richtig, es trug eine Inschrift.

Der Herr Bürgermeister nahm die Brille heraus und in dem dichten Kreis um ihn herum drückten sich die Buben und Mädchen fast zu Tode.

Endlich gebot der Bürgermeister Ruhe und las mit lauter Stimme:

„Ich Hansi bin den Winter beim Bürgermeister von Ostindien g'si!“

Nach momentaner Stille brach ein fürchterliches Gelächter und Gejohle los, der Bürgermeister aber sagte ärgerlich, indem er die Brille ins Futteral schob: „Soll mich dieser u. jener, wenn das nit auch der meineidig Raib vume Schuhllehrer g'schriebe het, — der Nirmuz der, der ostindische!“

### Zweifelhafte Anerkennung.

„Hast du schon gehört“, — sprach ein als Bischof bekannter Stammgast im „Goldenen Lamm“ zu dem behäbigen Wirth, der ihm so eben ein Glas nicht sehr einladend aussehenden Bieres vorgefetzt hatte, — „daß dir der Sanitätsrath eine öffentliche Belobung zugebacht hat?“ — „Sooo — warum denn?“ fragte der Wirth mit erstauntem Gesichte. — „Weil dein Bier das beste Mittel gegen die Trunksucht sei“, war die bissige Antwort.

Ges.

### Annötige Frage.

In einer Untersuchungssache wegen Betrugs wurden an einen vorgeladenen Zeugen die üblichen Vorfragen gerichtet:

„Wie heißen Sie?“

„Hayman Levi!“

„Ihr Stand?“

„Handelsmann!“

„Religion?“

Da lächelt der Zeuge und zuckt die Achseln.

„Gott,“ sagt er nach einer kurzen Pause, „wenn ich haif' Hayman Levi und bin a Handelsmann, — werd' ich doch nicht sain katholisck!“

### Nor nit lige!

wee Mäd'cher — herzig nette Dinger,  
Im Alder, wo der Ring am Finger  
Ihr eenzig Ziel is un ihr Schdrewwe —  
Beegne sich am Sunndag frih  
Grad bei der Bildergallerie,  
Wie d'r's mit alle Glocke ewe  
In alle Kerche zammeseit',  
Un wie im Schdormschritt, wie nit g'scheidt,  
Die Leit' hiñ zu de Kerche renne,  
Daf' se noch Blag drin sinne könne.  
Die Zwee, die sin gar gud bekannt, —  
Ich glaab' gar, weitlos aach verwandt, —  
Drum sächt zur Annere die Len:  
„Ei, Binche, — guck emol, wie scheen,  
Daf' mir uns dresse do: noñ sag'  
Wohiñ dann schun so frih am Dag?“

Ei — denkt die un werd feierroth —  
Du kummscht m'r jeg recht iwerzwerch:  
„Ich“ — sächt se — „ich will in die Kerch,  
Un du, Kathrinche, sag', was hot  
Dann dich schun aus'm Haus gedriwe?“ —  
„Ich — ich — wär' geern d'rheem geblive“,  
Gagst die aach roth im Nageblick,  
„Doch weescht mein Tande Friederid',  
— Du kennscht se jo — die is so krank,  
Un derntweg' hot m'r, Gott sei dank, —  
— Neen leeder Gottes wollt' ich sage —  
Mein Mudder geschdern ufgedrage,  
Ich sollt' heit Morge riwergehn  
Un sehe, wie 's dhät mit 'r schdehnt!“





„Ei guck nor“ — sächt mein Binche do —  
 „Des is jetz scheen, do hammer jo  
 De gleiche Weg: do gehne mir  
 Mitnanner bis zur Kerchedhri!“

„Ach ja!“ druf die Kathrinche sächt,  
 „Des is recht scheen, — des freet mich recht!“

So sage d'r die Mädcher un  
 E Weische druf, do schdehn se schun  
 Verlege — schdumm als wie zwee Schöck —  
 Am Jesuwidderkerche-Eck.  
 Dann jedi hofft, eh' das se geht,  
 Das sich die anner dricke dhät.  
 Doch endlich sächt d'r die Kathrinche:  
 „Ich muß jetz fort, — adje, lieb' Binche,  
 Ich kumm' d'r sunscht zu schbät — zur Tande;  
 Ber' aach for mich e Bissel, wann de  
 Drin in der Kerch bischt!“ — „O gewiß!“  
 Sächt d'r mein Binche do un lacht,  
 Indes die anner fort sich macht.  
 Doch wie d'r die um's Eck rum is,  
 Do fliegt die Binche wie der Wind  
 Verbei am Kerchedhor un g'schwind  
 Die Gass' nuf, nij wie vor die Schdadt  
 In die Schdesanjebrumenad.  
 Un kaum is se do angekumme,  
 So kummt 'r schun — ihr Raarl entgege,  
 Der hot se glei an Arm genumme  
 Un fihrt se uf verborgne Wege  
 E Bissel abseits zu 're Bank  
 Im Buschwerk, do is — Gott sei Dank —  
 E prächtig's, wunnernettes Blätzche  
 For ihn un for sein Herzenschätzche.



Do sige se un dhun halt scheen  
 Mitnanner — wie's halt pflegt zu gehn  
 Bei Liewesleit —: sie kisse sich  
 Un herze sich, — un wisse sich  
 Halt gar viel Interessants zu sage  
 Un mehnder faschtgar noch zu frage.  
 Sie sehe nit un höre nit,

Das aach 'n annrer Herr sein Schätzche  
 Do herfihrt zu dem nette Blätzche,  
 Un losse sich drum schdöre nit,  
 Bis das des neie Liewespaar  
 Uf ihren Schoosf sich setzt faschtgar.

Do schbringt voll Schrecke uf mein Binche,  
 Un wer schdeht vor 'r? — die Kathrinche.

D'rerscht schdehn d'r all' zwee verlege  
 Schdockschdeif do, ohne sich zu rege,  
 Un keeni weef, was dhun un mache:  
 Dann fange se d'r asf zu lache.  
 „Is des dein Kerch?“ sächt d'r die Lein  
 Un „des heescht du zur Tande gehn?“  
 Die Anner. „Ei, do muß ich sage:  
 So Tande, wo Schnorrbart drage,  
 So hot's nit viel mehr, meen' ich als,  
 In Mannem un der ganze Palz!“

Do lache se d'r all' mitnanner,  
 Un aach „die Tande“, die lacht mit  
 Un sächt: „Ich hätr' e groffi Bitt'  
 An Euch, Ihr liewe Mädcher: wann 'r  
 Euch widder in de nächschde Däg  
 Begegent uf'm gleiche Weg,  
 So liget nit, — dann des is g'fährlich!  
 Neen, sagt's enanner liewer ehrlich  
 Un offe: „Ich geh zu meinem Schatz,  
 Weescht dort, an dem bewusste Blätz“.

Barad.

### Ein kuriozes Mittagessen.

Es war Ende November des Sieges- und  
 Ruhmesjahrs 1870, der Wind jagte die grauen  
 Wolken dahin, ein kalter, mit Schnee durchmengter  
 Regen machte selbst die guten französischen Stra-  
 ßen grundlos, als ein badisches Bataillon in der  
 Gegend von Dijon um die Mittagsstunde mühsam  
 durch den Roth und die tiefen Fahrgeleise  
 stampfend dahin zog.

Die Mannschaft hatte die Mantelkrägen herauf-  
 gezogen, um sich einigermaßen gegen den eisigen  
 Regen zu schützen; kein fröhliches Soldatenlied  
 ertönte, nicht einmal gesprochen wurde und ver-  
 droffen marschirte jeder seines Wegs, wehmüthig  
 die granitnen Kilometersteine an der Straße be-  
 trachtend. Kein Wunder — seit 30 Stunden  
 hatten die braven Leute Nichts gegessen und Ta-  
 bak, der Sorgenbrecher, der über Alles hinweg-  
 helfen muß, war auch keiner mehr vorhanden,  
 denn damals war die Etappenstraße abgeknöpft.  
 Es mochte grade 12 Uhr sein, da zog ein Unter-  
 offizier mit großer Mühe seine neusilberne Kar-  
 toffel von Sackuhr unter dem schweren, nassen  
 Mantel hervor und sprach tief aufseufzend die  
 geflügelten Worte:

„Herrgott-Millione — — —, jekt isch es  
 grad' zwölf Uhr! Jekt esse die Leut' drüwe bi  
 uns z' Mittag und wir do hüwe bi dene verfluchte  
 Franzosehaibe hawwe widder nij als Kilo-  
 meter!“



## Wenn einer es zu schlau macht.

Eine schwänke Geschichte von R. Augengruber.



as Trauerjahr der verwittweten Wirthin zum „blauen Stern“ in Oberndorf war um, sie hatte nach ihres Mannes Tode 2 Kinder, einen Buben und ein Mädel, zu erziehen und das große, gangbare Gintehrwirthehaus zu führen; das war wohl Ueberlast für eine alleinstehende Frau und im Orte war man überzeugt, „daß sie nicht Alles miteinander werden d'ermachen können“ und bald trachten müsse, wieder unter die Haube zu kommen und Niemand zweifelte daran, daß sie um Freier nicht zu sorgen brauche, denn ihre

Person, die einer stattlichen Dreißigerin, war ganz darnach angethan, mehr als Einen anzulocken, alle Last mit ihr zu theilen.

Es war natürlich, daß keiner, der auf die schmucke Wirthin oder das gute Geschäft, oder auf Beide Absichten hatte, die ganze Trauerzeit verstreichen ließ, ohne der Wittwe merken zu lassen, wie gut er ihr sei und wie lieb es ihm wäre, wenn ihm von ihrer Seite Gleiches widerföhre. Kurz nach dem Todesfalle, der die Frau zum Herrn des „blauen Sternes“ machte, hatten die beiden andern Gastgeber im Orte den Verdruß, manchen ihrer Stammgäste plötzlich zu verlieren, sie wußten aber recht gut, wo derselbe zu finden war; bald jedoch kehrten die Treulosen wieder zurück, nicht wenig erboht über den Empfang, den sie bei der trauernden Wittwe gefunden, die in rückhaltloser Weise zu verstehen gab, es möchte nur Jeder bleiben, wo er sich bei Lebzeiten ihres Seligen verhalten hätte, und sie gebe nichts auf „so nen Kalfatter.“ Sie gestand nur ihren Stammgästen das Recht zu, sie zu trösten und ihr zu rathen; dafür erhielt sie von ihren zwei Concurrenten den Titel eines Ehrenweibes und es ward ihr von denselben nichts in den Weg gelegt.

Mit Trost und Rath trifft es eben nicht Jeder gleich und so konnte es nicht fehlen, daß Einige ihrer Stammgäste den Andern den Rang abliefen. Bemühung, die keinen Dank findet, verbrieht bekanntlich bald Jedermann u. so überließen nach wenigen Wochen all Jene, die das Maulwerk nicht so „bei der Hand“ hatten, den also bevorzugten das Feld. Eigentlich waren es, nach Zahl der guten Dinge, nur drei, denen die Wirthin für derartige Theilnahmebezeugungen ein freundliches Gesicht zeigte; der Erste war der „Räuber-Ferdl“, stand aber durchaus nicht im Verdachte, daß er „ein freies

Gebets Rheintand, Gausfreund.

Leben führe“ und nur höchst ausnahmsweise, wenn er sehr spät vom Wirthshause heimging, „war der Mond seine Sonne,“ er hieß eben: Ferdinand Räuber, war ein verwittibter Winzer, ohne Kinder; er besaß ein weiches Gemüt, daher er es am besten traf, der verlassenen Wittwe in Stunden, wo sie ihre Vereinsamung empfand und beklagte, nach dem Herzen zu reden; an Trösten war er allen Andern über, es kam ihm ja auch der sympathisch stimmende Umstand zu gute, durch ein gleiches Leid geprüft worden zu sein. Es hieß zwar, er sei etwas dem Trunke ergeben, aber das behaupteten nur etliche Nachbarsleute, die es von seiner Seligen gehört haben wollten und denen er zu oft in den Keller stieg und zu lange in demselben blieb; wer nicht selbst Hauer ist, hat ja keine Ahnung davon, wie der Wein auch noch im Faß betreut und gepflegt werden will und wie nicht allein der Mensch den Wein, sondern auch der Wein den Menschen braucht! Im Wirthshause, überhaupt unter Leuten, hat man den „Räuber-Ferdl“ nie betrunken gesehen.

Der Zweite war der Fleischhauerssohn im Orte, ein geriebener Bursche, wie das sein Geschäft mit sich brachte, denn er trieb sich Jahr über in allen vier Vierteln des Landes auf Ochsen- und Kalberlauf herum. Er kannte sich in der Welt aus und wußte mit den Leuten umzugehen, denn um zu seiner Waare zu kommen, mußte er an diesen vorüberdrängen und richtete das stets so geschickt ein, daß nicht er es war, der dabei blaue Flecke abbekam. Wenn die Wittwe häusliche oder geschäftliche Sorgen drückten, wußte er ihr nach dem Kopfe zu reden und war ihr bester Berather. Man wußte ihm im Orte weder Gutes noch Uebles nachzusagen, da er, wie bemerkt, seine Zeit wohl öfter auswärt, wie daheim zubrachte, indem er nicht nur seines Vaters, sondern auch Anderer Geschäfte im Viehhandel besorgte. Nur einige Uebelgefünnte, die leicht an Jedem was zu tabeln fanden, wollten gehört haben, daß der „Fleischer-Wastl“ auf seinen Wanderungen nach gethaner Arbeit nicht ruhe, sondern sich nach geschlossnem Handel auf's Kartenspiel lege und das so unchristlich treibe, daß es schon mehr als einmal vorgekommen sein soll, daß er einen eben gekauften Ochsen verspielte, wieder gewann und abermals verspielte. Gesehen hatte es aber Keiner, und wenn der Wastl im „blauen Stern“ oder sonst daheim wo „fartelte“, trieb er es Geselligkeit halber und um wenige Groschen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Frau Wirthin schon lange für sich im Stillen ebendasselbe dachte, was alle Leute im Orte dachten, nämlich, daß sowohl der Tröster, wie der Berather, ein Auge auf sie habe und es kann weiters nicht geläugnet werden, daß sie sich beide schon eine Weile auch daraufhin angesehen hatte und sich mit der Antwort auf die Frage: wen nehme ich? trug, doch war hier die Wahl mit keinerlei Dual verbunden, denn der Person nach waren weder der Ferdl, noch der Wastl „uneben“ und in's Geschäft pakte der Winzer, wie der Fleischer, da konnte sie nicht fehlgreifen, wohin sie auch langen mochte und ganz nach ihrer Laune handeln.

So eben und glatt wäre die Geschichte gestanden hätte sie es nur mit den Zweien zu thun gehabt, so aber war da noch der Dritte, der „Buchselber Dieter“, der machte die Sache etwas verwickelt, der war erst kurz nach dem Tode des „blauen Stern-Wirthes“ nach Oberndorf gekommen und zwar als Pfleger auf das Gut des älteren, kränkenden Kleehofbauern, er hatte als Kavallerist gedient und als Wachtmeister seinen Abschied bekommen, seine Eltern sollten „da drüben irgendwo“ ein großes Anwesen besitzen; dieser „Dieter“ war nun ein gar statt-



licher Mensch und trotz seines nun doch schon etwas geſekten Alters ein rechter Schnurribus und wußte die Leute lachen zu machen, ſie mochten dazu aufgelegt ſein oder nicht.

Kurz der Dieter war das Zünglein an der Wage zwiſchen dem Ferdl und dem Waſtl und kam die in's Gleichgewicht, ſo ſtand er oben auf! Das ſtand feſt, Geld, wenn er welches beſaß, hatte er nicht ſo viel wie Einer von den beiden Anderen, aber auf die Wirthſchaft — das ſagte ihm ſein Bauer nach — verſtand er ſich, und ungleich angenehmer war es doch, ſtatt ſich vom Ferdl mit mitleidigem Gethue und jammeriger Stimme tröſten zu laſſen, wenn Einem der närrische Menſch die Bangigkeit hinweglachen machte, daß die Augen, die anfangs vor Trauer feucht waren, zuletzt voll Nachthränen ſtanden, und angenehmer war es auch, ſtatt den Waſtl ſeine Fündigkeit überlegen auſtramen zu hören, durch einen als Scherz hingeworfenen Kniff und Pfiff über die Sorg' hinweggetragen zu werden. Was gab' der Mann für einen leutluſtigen Wirth? Und ſchließlich ſäubrer wie der Ferdl und der Waſtl war er auch.

Trotzdem kam die Wage nicht zur Ruhe, die Schalen für Ferdl und Waſtl ſchwankten beſtändig und das Zünglein kam dabei immerfort ſchief zu ſtehen, denn der Fleiſchhauersjohn brachte nicht nur was ins Geſchäft, ſondern verdiente noch außerdem, der Winzer kam auch nicht mit leeren Händen und hatte volle Keller und tragende Weingärten; die Wirthin vermied ſelbſt in ihren eigenen Gedanken jede Entſcheidung und ſchob ſie hinaus bis auf die Zeit, wo ſie eben nimmer zu umgehen ſein werde, dann würde ſich ja Alles ſchieken, der Zufall ſollte entſcheiden, wer es von den Dreien über die beiden Anderen davon trüge, ſie ging ja für alle Fälle ſicher, da ihr Alle gleich anſtändig waren! So zeigte ſie ſich denn Jedem gleich gut.

Dieſes Verhalten der Wirthin aber machte es den drei Stammgäſten vollkommen klar, wie die Sache für Jeden von ihnen ſtand. Den beiden Nebenbuhlern die Wirthin zu verleiden, daran konnte keiner denken, denn Jeder mußte darauf aus ſein, von ihr nur Gutes verlauten zu laſſen und ernſtlich böſ zu thun, wenn nur ein zweiseitig Wort über ſie fiel, ſo blieb nichts über, als der Wirthin die beiden Nebenbuhler zu verleiden und da das ſchlaue Weib es darauf abgeſehen hatte, es mit Keinem vorzeit zu verderben, ſo war das ein hartes Stück Arbeit.

Die Dreie bewachten ſich gegenseitig; ſie waren ſich ſtets auf der Spur, wie es der Lebensart nach, die Poliſiſten den Verbrechern ſein ſollen, und ſtets voreinander auf der Huth, wie es, leider thatſächlich die Spißbuben vor der Polizei ſind. Trat der Eine in die Gaſtſtube, ſo kam der Zweite ſchon um die nächſte Ecke und der Dritte — jaß ſchon am Tiſche. Sie ſetzten ſich allabendlich zuſammen. Wenn ſich zwei zufällig, was freilich außerordentlich ſelten geſchah, früher zuſammenfanden, ſo hätte ein frommer Chriſtmenschen, dem es vergönnt geweſen wäre, ihr Geſpräch mit der Wirthin zu belauſchen, die auferbauliche und tröſtliche Bemerkung machen können, daß Gott in ſeiner Weiſheit das ſchwache, menſchliche Herz ſo einzurichten wußte, daß es ſelbſt in Laſtern und Untugenden das anſtreben muß, was die Tugend vorſchreibt, denn ſo oft ſich von den drei Nebenbuhlern ihrer zwei trafen, ſo war es doch nur die Feindſchaft gegen den Dritten, welche ſie die gegenseitige Abneigung ſiegreich überwinden und Freundschaft ſchließen ließ, und wenn ſie auch dann den Abweſenden zuſammen nach Kräften verleumdeten, ſo ſtrebten ſie ſchließlich damit doch nur die Erfüllung des Gebotes

an: Liebe deinen Nächſten, denn der war die Wirthin die neben dem Tiſche ſtand.

Schade nur, daß dieſe mit Redensarten, wie „Hinter dem Rücken ſagt man Ein'm oft viel nach,“ und „'s is nit Alles z' glaub'n, was d' Leut' reden,“ — ſich immer des Abweſenden annahm. Mit dieſem Hinhalten verging die Zeit und es war ſchließlich ganz erklärlieh, daß es den drei Gefellen vor ungeduldiger Erwartung in ihren Jaden ſchier zu enge ward, als eines Abends die Wirthin, früher wie ſonſt, den Keller ſchloß und aus der Gaſtſtube ging, nachdem ſie zuvor geſagt: „Heunt iſt der erſte Gedenttag von mein'm Mann ſein'm Verſterben. Da ſchickt ſich doch, daß ich ſeiner armen Seel' im Gebet gedent und auch die Kinder dazu verhalt'. Jemerl, wie die Zeit vergeht! Mein', ich hätt' nit gedacht, daß ein Jahr in der Trauer ſo ſchnell um wär', wie ein anders. Bin nun neugierig, was mir das jehige bringen wird? Na, wie Gott will! Gute Nacht, Leuteln!“

Sapperment, jezt kann mer doch reden! dachten der Ferdl und der Waſtl und der Dieter. Früher wär's nit ſchickſam g'weſen und hätt' können übel aufg'nommen werden, aber morgen ſchon is 's erlaubt und Gil' zeigen iſt da beſſer, als ſich Weil' laſſen!

Und jeder dachte: Morgen red' ich und es gilt nur, früher aufzuteh'n als die andern zwei.

Der Ferdl und der Waſtl zogen eilends ihre Geldbeutel und riefen nach der Kellnerin, um die Zeche zu begleichen, der Dieter aber beſtellte eine Flaſche vom „Beſten“ und ſich behaglich auf dem Sitze redend, ſagte er: „Leuteln, ſo dumm ſind wir wohl keiner, daß wir nit wühten, wie es mit Jedem von uns beſtellt is, ich mein' im Abſehen auf ſelbe mudelſaub're und kreuzbrave Wirthin. So jung wie heunt kommen wir nimmer zuſammen und wohl auch nit ſo zugünftig und unneidig, denn hiht muß ſich ja doch bald weiſen, wer der Hahn im Korb is. So wolln' mer denn den Wein da gemeinſchaftlich trinken — zahl'n thu' ich 'n — auf der Wirthin ihr Wohlſein und auf dasſelbe vom künftigen Wirthen „zum blauen Stern;“ noch wiſſen wir nit, wer derſelbe ſein wird, und kann ſich Jeder denken, er laßt dabei ſich ſelber hochleben!“

Als die Flaſche leer war und Dieter noch keine Anſtalten zum Heimgehen traf, ſondern nach einer zweiten vollen Flaſche rief, da wurden der Ferdl und der Waſtl ſtutzig und als gar der ehemalige Wachtmeiſter der Dirne, als ſie den Wein brachte, zuraunte, aber ſo, daß es auch die Nebenſitzenden leicht hören konnten: „Was meiniſt, Nandl, wer ſich gar nit niederlegt, braucht nit erſt aufz'teh'n und wer gleich am Ort bleibt, erſpart ſich 'n Gang darnach?“ Da hatte er die beiden Anderen auf ihren Sitzen feſtgenagelt und Keiner dachte mehr daran, ſich davon zu heben und zu gehen.

Das war es, was der Dieter wollte. Das Gehen hatte er ihnen verleidet und das Bleiben gedachte er ihnen ſo einzutränken, daß ſie ſich daraufhin des Kommens zu ſchämen hätten!

Wer als Wirth auf den Gaſthof „zum blauen Stern“ zu ſitzen gekommen wäre, wenn an jenem Abende der Dieter ſich keinen Streich gegen ſeine Nebenbuhler auſgeſonnen hätte, das vermochte wohl Niemand zu ſagen aber hintennach konnte Jeder die Wirthin verſichern hören, daß ihr der „Buchfelder Dieter“ damals einen rechten Dienſt gethan.

Als am andern Morgen die Wirthin die Treppe herabſtieg und wie es ihre Gewohnh'it war, vorerſt im Hofe Umſchau hielt, da jaß ihr in den hellen, braunen Augen und auf den vollen rothen Lippen der Schalk,



denn das gottlose Weib dachte gerade daran, daß es durch die gestern gethane Neuerung drei Mannleute in all' die Unruhe, Eiferfuchtelei und Schmachtlappigkeit gekürzt habe, welche so eine Werbung, mit Anderen um die Wette, zur Folge hat.

Die alte Stallbirne, welche eben die Milch-Eimer schenerte, rief vom Brunnen her den Morgengruß.

Die Frau Wirthin dankte mit freundlichem Nicken und schrie dann hell und gell nach der Kellnerin, der Randl.

„Darauf hört die heunt wohl nit, Wirthin,“ sagte die Alte, „wirft s' schier selber aufbenteln müssen.“

„Na, wär' nit übel,“ meinte die junge Frau.

„Mein,“ sagte die alte Magd, „mußt's nur wissen, daß s' von gekert Abend bis heunt früh nit weiter z'bringen waren und da g'essen sein und Alles aufg'essen haben, was sie nit ikt und Alles getrunken, was sie nit trinkt.“

„Jo, wer denn?“

„No, der Räuber-Ferdl, der Fleischhauer-Wastl und Buchfelder-Dieter.“

„So?“ Sagte die Wirthin und runzelte die Augenbrauen. „So?“

Wiederholte sie. „Da muß ich doch gleich die Randl d'rüber befragen.“

Sie ging rasch nach der Wirthsstube und quer durch diese nach der Schlafkammer des Mädchens und hatte alle Mühe, dieses zu erwecken u. bis zur vernünftigen Red' zu ermuntern. Da bekam sie denn zu hören, daß das saubere Kleeblatt vor anderthalb

Stunden erst weggegangen, der Dieter aber noch nicht heim sei, sondern nur ein wenig in der freien Luft sich herumtreibe, um der Wirthin,

wenn sie wach wäre, über all' das während der Nacht Vorgefallene Bescheid zu sagen.

Die Wirthin schüttelte den Kopf, aber der Unmuth wich aus ihren Zügen, sie trat an das Fenster und blickte durch die Scheiben hinaus auf den Platz, da sah sie auch den Dieter, wie eine Schildwache längs der Häuser-Zeile dahinschreiten, als er aber näher kam und ihrer ansichtig werden konnte, da war er in wenig Sprüngen Weg's herüber und köpfelte an die Scheiben und pochte an der Thüre. Als ihm die aufgethan ward, trat er ein und sagte: „n Morgen herein, so schön wie du selber bist, Wirthin, und wenn Dir mein' frühe Kundschaft lieb und recht is, so gibst mer schnell ein Stempel Kräutergeist.“

Da blickte die Wirthin schon wieder etwas unfreundlicher und ließ den Kräutergeist durch die verschlafene Randl herbeischaffen.

„Wär' mir lieber g'west,“ sagte der Dieter, „Du hättest mir'n eing'gossen, schmecket mer dreimal so gut! Bist mir wohl gar harb, weil ich heunt Nacht von da gar nit heim g'funden hab'? O, Wirthin mein, dös war' ja mein Traum und mei' Leb'n, daß ich von dem-

selben Haus nie h'raus müßt' und d'rein verbleiben kunnt.“

„No, wer weiß, was g'schieht,“ sagte die Wirthin. Der Dieter machte dazu ein so rundes, leuchtendes Gesicht, wie der Vollmond, wenn er hinter den Bergen aufsteigt.

„So allein, wie ich hißt dasteh,“ fuhr die Wirthin fort, „vermag ich eh' mit der Wirthschaft nit aufz'kommen und gib ich's weg, magst sie ja kaufen.“

Wie jetzt der Dieter betrübt den Kopf neigte und zur Seite sah, war er im letzten Viertel. „Hast Du 's Roth zu verkaufen? Hast du 's Roth allein z'bleiben?“ Murrete er. Nach dem Mittel, zu dem er griff, um seine Betrübniß zu lindern, schien dieselbe jedoch nicht so ernstlich, denn er goß den Kräutergeist darüber. „Dein Wohl, Wirthin.“

„Danke schön! Du meinst also, ich sollt's wieder mit'm Heirathen versuchen?“

„G'wiß! A Weib wie du, Wirthin, braucht nur die Hand ausz'strecken, so hat's af jed'n Finger a paar hängen! Für a Weib, wie Du, wär's Lebighleiben völlig a Sünd!“



Die Drei bewachten sich gegenseitig.

„n Räuber-Ferdl den wirft wohl kaum mehr mög'n. —

„Ei warum denn nit?“ fragte die Wirthin dazwischen. Aber der Dieter redete, ohne darauf zu achten, weiter. „Doch wann dir der Fleischhauer-Wastl recht sein thät' so wünschel' i mir nix besser's.“

Die Wirthin machte große Augen, dann sagte sie spöttlich: „Hat er dich leicht zu sein'm Freiverber b'stellt und is dir um ein' Kuppelpelz?“

„Wirthin, o du mein Wirthin, du!“ rief der Dieter lustig. „Wie kannst nur so ein' Frag' thun? Eh' lieb ich mir ja d'Zahn' ausbrechen und d' Zung' abschneiden, eh' ich ein'm Andern 's Wort bei dir redet' und nahm da kein' Kuppelpelz und wann er gleich so groß wär', daß mer mit ihm a Foch Land zudecken kunnt' und an jed'n Haar' a Dukaten hängel'!“

„Dalk, du“, lachte die Wirthin, „das kannst leicht verschwör'n, denn 's gibt gar kein Vieh nit, was in so'n Pelz d'reinsteckt. Aber sag' ernstlich, — denn neugierig hast mich g'nug g'macht, — wie so möchtst dir nix Besser's wünschen, als daß ich'n Fleischhauer-Wastl nähn'? Und warum sollt' ich 'n Räuber-Ferdl nit mehr mögen mög'n? Darauf bist mer a noch d' Antwort schuldig.“

„Geh' mer zu! Aber wann d' meinst und glaubst und weil d' mein Freund bist, so sag' nur auch zu welchem möchtest mir rathen, zum Räuber-Ferdl oder zum Fleischhauer-Wastl? Rechte sie.“

Der Dieter stützte den Kopf auf den rechten Arm und zog ein sehr ernsthaftes Gesicht, das nur von den lustig blinzeln den Augen Lügen gestraft wurde.

„Wenn ich dir vermein', wenn ich dir 's gut mein', meinst?“ Fragte er. „Jo, freilich, so leicht geht das nit zum sagen, das will überlegt sein“

„Ei warum denn nit?“ fragte die Wirthin dazwischen

„Doch wann dir der Fleischhauer-Wastl recht sein thät' so wünschel' i mir nix besser's.“

Die Wirthin machte große Augen, dann sagte sie spöttlich: „Hat er dich leicht zu sein'm Freiverber b'stellt und is dir um ein' Kuppelpelz?“

„Wirthin, o du mein Wirthin, du!“ rief der Dieter lustig. „Wie kannst nur so ein' Frag' thun? Eh' lieb ich mir ja d'Zahn' ausbrechen und d' Zung' abschneiden, eh' ich ein'm Andern 's Wort bei dir redet' und nahm da kein' Kuppelpelz und wann er gleich so groß wär', daß mer mit ihm a Foch Land zudecken kunnt' und an jed'n Haar' a Dukaten hängel'!“

„Dalk, du“, lachte die Wirthin, „das kannst leicht verschwör'n, denn 's gibt gar kein Vieh nit, was in so'n Pelz d'reinsteckt. Aber sag' ernstlich, — denn neugierig hast mich g'nug g'macht, — wie so möchtst dir nix Besser's wünschen, als daß ich'n Fleischhauer-Wastl nähn'? Und warum sollt' ich 'n Räuber-Ferdl nit mehr mögen mög'n? Darauf bist mer a noch d' Antwort schuldig.“



Darauf begann der Buchfelber-Dieter gar lieblich zu improvisieren, denn er hatte die Gabe, seine Reden zu reimen: „Darum, Wirthin, thu' mir's gewäh'r'n, — seß' dich nieder, mich anzuhör'n, — so will ich dich wohl aufflar'n, — was sich gester zutrag'n hat vom Ungefähr'n, — und dann laß reden mit dir in Zucht und Ehr'n! — Ich hab' glaubt, ich werd' a Narr, — wie d' g'sagt hast, um is's Jahr, — und d's Trauer gar, — und sieh da neben mir das Paar, — das a in dich g'schlossen war; — vor Lieb' ganz krank, — konnt' ich mich nit erheb'n von der Bank, — und bis zum Morg'n war d' Zeit mir z' lang, — und mei Herz mir bang, — daß Einer mir z'vorkam' mit'm Gang, — daß Einer mir z'vorkam' am heutigen Tag, — an dich mit der Frag', — an dich mit'm Wurt, — mir war frei nit quat!“

„Reit' dich der Gangerl?“ lachte die Wirthin hellauf.

„Wirst gleich reden wie a vernünftiger Mensch?“

„O, Wirthin, du weißt nit, wie vernünftig Reden schwer (schwer) is, — wann der Mensch vor lauter Dieb' a Narr is, — weil aber, dich falsch zu machen, hilt die G'fahr is, — no, so erspar' i's, — und reb' nur, wie's wahr is.“

„Und ich kenn' dir gleich davon, wann's nit bald gar is!“ reimte lustig die Wirthin.

„Aber wann d' dich a af dös Reden verstehst, was thust denn nit lieber mit?“

„Na, nix da. Laß' amal ordentlich hör'n, was's eigentlich geb'n hat.“

„No, so hör', Wirthin, — o, du Wirthin, mein, wann ich dich so betracht', mein' ich, daß mer zu dir gar nit reden kann wie zu andere Leut' und daß a andere Sprach' und a Musit in der Stimm' dazu g'hört', — — aber schau' nit harb (böse), ich sang' schon an! Mir war gester nach deiner Red' wirklich bang, daß mer der Ferdl ober der Wasfl bei dir zuvorkam' und da hab' ich mir denkt, wann d' hilt sizen bleibst, so geht dir auch Keiner von d's Andern fort und wann so sich da im Wirthshaus verholden, g'lingt's dir vielleicht doch, so in ein'm Zustand heimz'schid'n, wo so 's Nachtleibel für a Unterziehhosen anschau'n und bevor d' Sunn' nit bei d's Fenster hereinbrennt, an der Jacken kein Aermeloch finden.“

Es is noch weit besser kommen, wie ich erwart't hab', und d's Mandl kann sag'n, daß ich dir nur d' reine Wahrheit berichtet, denn sie war dabei, und daß du's nit warst, das is recht g'scheidt g'west, denn in dein'm Weis'n hatt' mer sich nit so z'trinken g'traut, wie mir g'trunken hab'n, — g'mischt, — hilt weiß, dann roth, dann ein' Schilcher, (schillernder Wein) — mörderisch, sag' ich dir, — und der Rauber-Ferdl hat af sein' Trunt 'n W'scheid verweigert, 's is mir warm g'nug word'n dabei! Nebenher hab' ich auch g'merkt, wie sich der Wasfl auf'n Schlaue h'nauspielt und so oft mer'n aus 'n Augen laßt, a Restl Wein nach'm andern auf'n Fußbod'n ausgießt. Einer nach'm Andern, denk' ich mir, dich verspar' ich mir af d' Best, ich weiß schon, womit ich dich sang'!

Mitten im schönsten Schlucken und Füllen schaut mich af amal der Ferdl von der Seit' an und d'rauf lacht er mir in's G'sicht. „Gannervogel“, sagt er zu mir, „meinst, ich merk' nit, wo d' h'naus willst, unter'n Tisch möcht'st mich trinken? Das bist aber du nit im Stand und Niemand im Ort da. Den Wein aus mein'm Keller und wie viel davon ich alle Tag vor'm Schlafengeh'n trink', vertragt jo Keiner von Euch!“

Darauf lauft er weiter wie a Loch und ich thu mit, obwohl ich schon z'fürchten ang'hob'n hab', 's funnt am End' doch schief geh'n. A Weil' darnach sagt er zu uns Zwei'n, zum Wasfl und mir: „Ds seib's Narr'n,

daß Ihr mir d' Wirthin nit vergunnt! Thät' ich der Herr da sein, möcht'n mer alle Tag' so lustig wie heunt' beisamm'sitzen, nur mit ein'm weit bessern Tropfen. Halt ja! Gilt's?“ Der Wasfl hat 'n Kopf beutelt und ich sag', — nur um was z'reden, Wirthin, nit daß ich ihn auf d's Red' hätt' bringen woll'n, — ich sag' also: „Dös war' kein Handel net, Ferdl, da hätt' mer leicht 's leere Nachschau'n, denn d' Wirthin leidet' das in d' Nacht h'neinsitzen und Saufen g'wis nit.“ Was denk' st, sagt er d'rauf? Mußt mir nit böse sein, daß ich seine unbeschaffenen Wort in'n Mund nimm, aber d' Mandl kann's bezeugen, daß er g'sagt hat: „Papelapa“, hat er g'sagt, „mir soll kein Weib 's Trinken verleiden, daß hat die Erste nit können und die Zweite soll's a nit! So lang' Ein'm um Eine is, hat mer wohl Heimlichkeiten vor ihr, sobald mer aber amal da Mon is, hör'n sich dös auf. Laß't's mich nur erst 'n Wirthin da sein, so husten mer af d's Wirthin!“ Da hat der Wasfl g'lacht und af d' Mandl deut't, was daneb'n g'stand'n is. No is der Ferdl noch röther word'n, wie er eh' schon g'wesen is, wie a Folioblattl af d' lebzelternen Zigaretten was mer z' Kirchweih 'n Kindern beim Standl lauft, hat sein G'sicht g'leucht'. A paarmal hat er dumm g'lacht und „G'pas, G'pas“ h'rausg'würgt und dann hat er schleunig wieder zum Glasel g'griffen und ang'fangt 'n Wein gach h'unter z'schütten und hilt hab' ich Kurasch kriegt. Thü' mer das nach und das' und ein Trunt hat'n andern g'jagt und da is er bald fertig g'west. Af amal rappelt er sich vom Sessel auf, halt't sich am Tischel an und zucht und ruft so mit der rechten Seiten, als wollt' er sein' Körper zur Thür' h'nausziel'n, und richtig, wie er loslaßt, schießt er a schon quer über d' Stuben und fliegt af d' Straßen, da is er ungfähr a sechs Schritt weit af alle Biere fortg'trochen, dann is er mühselig in d' Höb' und wie er so dag'standen is, mit vorgebohrt'm Kopf, h'nausg'zogene Schultern und d's langabehängenden Arm', ba hat er ausg'schaut wie d's g'wissen haareten Bamkraxler in der Menagerie, was sich, ohne d' Füß' aufz'heb'n, komod d's Wadeln tragen können, wann so's jaden. Dann hat er zum Torteln ang'fangt und daß er an' Häusern d'Ed' steh'n lassen und sein' Mauer einbrucht hat, is nit sein Schuld. No und wie er in d' Nacht h'nein verschwunden ist, hab' ich mir denkt, der kann heim bleiben, den nimmt d's Wirthin nit.“

Die Wirthin sah ziemlich ernst zu dem lustigen Erzähler hinüber und fragte: „Na und wie steht's denn nachher mit'n Wasfl?“

„Nach'm Wasfl fragst? Nach'm Wasfl fragst?“ fragte, wie ein Papagei schwärend, der Dieter dagegen; denn die Art, wie die Wirthin seine Geschichte aufnahm, behagte ihm nicht und ihn beschäftigte eben der Gedanke: Was das Donnerersweib nit dazu lacht?! „Ja, richtig“, sagte er, sich mit beiden Händen durch sein krauses Haar fahrend, „das will ja auch noch erzählt sein. Also, daß ich sag', wie wir den Ferdl los waren, laß' ich ein Spiel Karten hergeben; denk' mer noch, getrunken wär' schon mehr als z'viel und der Wasfl haltet' da eh' nit mit, ihm zu ein' Zeitvertreib, denk' ich, denn daß er so ein Spielraz (Spielratte) wär', wie sich nachher herausg'stellt hat, das konnt' ich mir nit denken, Wirthin! No gut, der war gleich dabei und wir spiel'n, erst um die Zech', aber ich hab' mein' Widerpart gleich d'erkannt als Ein', den der G'winn hitig macht und der Verlust ganz unbesinnt; so laß' ich ihm denn die Freud', so lang' mir die Karten schlecht g'fallen sein, mich nach Herzenslust ausz'faceln, mit'm ersten guten Blatt in der Hand heb' ich aber an 'n Einsatz z'berdoppeln, ich g'winn einmal und wieder und ein anders-



mal, jezt hätt'st 'n Waschl seh'n soll'n! Vor Wuth und Hast kennt sich der nit aus, mit Blättern, worauf d' Sau kein' Eichel gab', dupplirt er und endlich sieht er da, nachdem er sein' alten Leuten 's Dach über'm Kopf und 'n Boden unter'n Füßen und 's Vieh aus'm Stall verspielt hat und ihm selber Hut, Rock und Stiefel vom Leib, so daß ich ihn in Haar, Hemdärmeln und Strümpfen hätt' h'ausjagen können. Weiß is er g'wesen wie d' Wand, und der Schwiz is ihm von der Stirn g'lossen, d' Zäh'n hab'n g'narrt, wie er ' auf'nandg'bissen hat, und sein G'schau war völlig schreckhaft, aber noch hat's ihn nit ruh'n lassen. „Nix ober Alles!“ schreit er. „No“, sag' ich, „aber was is dein Einsatz?“ Sagt er: „Dieter, wann der Teufel d' Hosen holt', brauch' ich 'n Gurt a nöd, der mir'n Leib z'ammhalt'. Ich seh' die Wirthin!“ — No, no, Wirthin, brauchst keine so finstern Augen z'machen. Wirt's ja hilt wohl versteh'n, daß ich g'sagt hab', wär dir der Waschl recht, wünschet ich mir nix bessers, denn der müßt' dich mir ausfolgen, dem hätt' ich dich abg'wonnen, aber seel'nvergnügter machet mich doch, wann d' von Keim'm von dö Zwei was wissen wolltest ...“

Die Wirthin hatte sich nach diesen profaischen Auseinandersetzungen hastig von dem Stuhle erhoben, auf dem sie vorhin, der poetischen Einladung Dieters folgend, sich so bedächtig niedergelassen. „is is schon gut“, sagte sie rauh und strenge, „s Weitern verlang' ich mir nix zu hören. Ich bin dir zwar Dank schuldig dafür, daß du aufg'wiesen hast, in welch' Elend ich mit Ein'm wie dem Andern von dö Zwei g'rathen wär“ —

„Na, siehst, na siehst“, sagte der verdutzt dareingelohende Dieter, „'n Dank sollt'st eb'n bedenken!“

„Aber in Wahrheit muß ich dir doch sagen“, fuhr die Wirthin fort, „daß auch du mich in der heutigen Nacht vertrunken und verspielt hast.“

„No, sei g'scheidt, Wirthin! Warum denn?“ Der Ex-Kavallerist suchte ratlos mit beiden Armen in der Luft herum. „Das waren doch döselben — ich nit — döselben!“

Die Wirthin trat ganz an ihn heran. „Ja, fragst du das im Ernst, warum? Hast du dich nit den Weiden überlegen g'zeigt? Hast du nit gezeigt, daß du dich noch besser wie die Zwei auf's Saufen und Spielen verstehst?“ Hierauf kehrte sie ihm den Rücken zu und ging aus der Stube, ohne auf diese doch sehr eindringlich gestellten Fragen eine Antwort abzuwarten und falls sie nicht Zeit verschwenden wollte, that sie ganz recht daran, denn dem Buchfelder Dieter hatte es die Rede gründlich verschlagen.

Er stand lange wie verdonnert, erst das schallende Gelächter der Mandl brachte ihn wieder zu sich. „Him-

melfreuzsternelement!“ fuhr er auf. „Was lachst? Mit Lust gab' ich dir paar Ohrfeigen, boshaftes Mensch! — Verzweifelte Dummheit! Hilt weiß ich's, mer is a nit schlau, wann mer schlauer sein will wie schlau!“

„Ghe er aber — und zwar für immer — aus dem blauen Stern“ hinwegging, erinnerte er sich, was er seiner Reputation schuldig sei und beging in aller Eile, wie er später oft eingestand, zu der vorhergeleiteten, eine neue — Dummheit.

„Mandl“, sagte er, „laß dir sagen, du magst's glauben oder nit, mir war eigentlich wenig an der Wirthin g'leg'n.“

„Wann d' mir's schon freistellst“, entgegnete die Dirne schnippisch, „so glaub' ich's nit.“

„Laß dir sagen“, fuhr er gewichtig fort, „lieber wie dö hochnasete, ausfucherische Weibsbild wärst mer schon du. Schau, könnt'st 's Maul halten über d' heut'g' Nacht, — 's käm' nix d'rüber unter d' Leut', denn die andern zwei werd'n sich hüten, davon z'reden, — so nähm' ich dich zum Schak.“

„Et, mein Jegerl, was frag' ich nach so Ein'm. — Schak' g'nug!“

„I heirath' dich. Das macht auch die Wirthin irr 'am Glauben und nimmt ihr die Lust, was d'rüber z'verlauten.“

„Ernst?!“

„Wann d' verschwiegen bist!“

„s gilt, Dieter, von mir kriegt kein Mensch a Sterbenswörtel davon z' hören und auch für die Wirthin steh' ich dir, die laßt 's Berühmen sein, wenn ich sag', wir wären längst bevor schon Handel eins g'wesen. Aber, wann d' nit Wort halt'st, Dieter, Spaz versteh' ich fein', so schrei' ich dir d' ganze G'schicht af offenen Plaz aus!“

Ein leiser Schauer fuhr dem Dieter über den Rücken, als er seine aufrichtigen Absichten wiederholt



af amol rappelt sich der Frebl vom Sessel auf, und wie er losläßt, schießt er schon quer über d' Stuben.

betheuerte, dann ging er und wälzte in seinem weinschweren Kopfe den zweifelträchtigen Gedanken herum: ob es wohl „schlau“ gehandelt war, nur damit Andere nichts zu lachen hätten, sich durch ein Weib, das keinen Spaz versteht, in die Lage zu bringen, daß man selbst nichts zu lachen hat?

Hier wäre eigentlich der Schwanz zu Ende, da sich aber unter den geneigten Lesern sicher Manche befinden, die der schwerkgeprüften Wirthin-Wittwe, welche auf einen Schlag drei Freier verlor, ihr Mitgefühl nicht versagen, so soll noch in aller Kürze erzählt werden, durch welchen raschen Entschluß diese resolute Frau allen weiteren traurigen Erfahrungen vorbeugte.

Am selben Tage noch, nach Tisch, saß sie über einem langen Schreiben an einen entfernten Verwandten, dem fern auf einem kleinen Anwesen mit einem zweijährigen Dirndel, dessen Mutter unter der Geburt



stark, vereinsamte. Sie berief ihn zu sich, als Tröster und Berather, als Geschäftsleiter für den „blauen Stern“.

Und während sie so langsam Zeile für Zeile niederschrieb, tauchte in ihrer Erinnerung immer lebhafter das Bild dessen auf, an den der Brief gerichtet war. — In einem Dorfe mit ihm aufgewachsen, hatte sie als muthwilliges Mädel oft mit dem etwas schüchternen, unbeholfenen Jungen herumgetollt, als mannbare Dirne empfand sie die Ueberlegenheit des Burschen, welche ihm seine Tüchtigkeit zur Arbeit und sein ernstes, rechtschaffenens Denken verlieh, aber der anfängliche Widerwille dieser Anerkennung ihrerseits schwand, als sie merkte, daß er ihr gut sei und schließlich befriedigte diese stille Neigung ihren Stolz, als sie sah, wie er sie in Ehren hielt und auf ihre Ehre hielt.

Noch erinnerte sie sich genau, wie er vor ihr stand, als sie mit dem Wirth vom „blauen Stern“ vom Altare weg zu dem bereitstehenden Wagen ging, um den Heimathsort für immer zu verlassen. Wie brav, wie treu, ehrlich und aufrichtig er ihr alles Gute wünschte und wie er Niemanden die Thräne sehen ließ, die ihm, als er sich abwendete, über die Wangen lief, Niemanden, als seiner alten Mutter, die es erst nach Jahren, als er selbst Hochzeit machte, erzählte.

Das war aber nicht die letzte Erinnerung an ihn. — Die Wirthin lächelte, als sie daran dachte, sie könnte etwa noch darauf rechnen, ihn als kraushaarigen, rothbackigen Burschen wieder zu sehen. Nein, vor paar Jahren hatte er sie ja auf paar Tage heimgesucht, ein rüstiger, vielleicht ein bißchen zu ernster Mann, hätte ihn nicht das grundehrliche, frischblickende Auge freundlicher erscheinen lassen. Seither wird sich wohl wenig an ihm geändert haben.

Si, sie hätte schon früher daran gedacht, ihn zu rufen. Aber eben, daß sie ihn rufen sollte! Hielt ihn als Mann der Stolz zurück, den ersten Schritt zu thun, weil ihn der des Eigennutzes verdächtigen konnte, so hielt sie als Weib die Scheu davon ab, „nachläuferisch“ zu erscheinen. Sie mußte wieder lächeln, wenn sie dachte, wo nun er, nachdem sie die Scheu verwunden hatte, mit seinem Stolz wohl bleiben werde?

Und da streicht sich die Wirthin über die Stirne, denn ein Gelärme, das die in der Stube spielenden zwei Kinder machen, erinnert sie an diese ihre Kleinen. „No, Hansl und Mirzl“, sagt sie, „möcht's wohl wieder ein' braven Vater hab'n?“

Der Hansl steht überlegend und die kleinere Mirzl steckt behufs reiflicherer Erwägung den Finger in den Mund. Vermuthlich war aber die Frage in so einladendem Tone gestellt, daß ein „braver Vater“ als ein sehr begehrenswerther Gegenstand erschien und so entschlugen sich denn die Kinder im nächsten Augenblicke des Denkens und sagten beide: „Ja“.

„No, vielleicht kriegt's 'n Loisl Vetter“.

Da tauchte auch in den Kinderköpfen das Bild des großen Mannes mit den freundlichen Augen auf, der so schöne Geschichten zu erzählen wußte, der gar lieb

zu ihnen war, ja mehr als die Mutter, die, wenn sie lärmten, sie gleich hinauscheiden wollte, aber der Loisl Vetter behielt sie dann immer da und ließ sie nicht weg. —

Als der Brief geschlossen war, ging die Wirthin, beide Kinder an der Hand führend, über den Platz nach dem Postkasten, die kleine Mirzl trug das Schreiben und die ward emporgehoben und schob den Brief durch den Spalt.

„G'segn's Gott“, sagte die Wirthin.

Wo der Mensch aus reinem Sinne und vollem Herzen heraus etwas unternimmt, da hat er den Segen schon vorweg hinzugethan. Ueber's Jahr hatten sie im „blauen Stern“ den Loisl Vetter als braven Vater.

### Was ein rechter Förster für schwere Geschäfte hat.

In einem süddeutschen Musterstaate bestand, — und besteht vielleicht noch — die weise Ver-

ordnung, daß der Staatsforstbeamte, welcher eine Gemeindevewaldung in Bezug auf ihre Bewirtschaftung zu revidieren hatte, bei Einreichung seiner Tagesgebühren-Rechnung von dem Gemeinderat der betreffenden Ortschaft sich ein Zeugnis ausstellen lassen und daselbe seiner Eingabe beilegen mußte, daß er wirklich sein Geschäft richtig vollzogen habe.

Diese Bestimmung hatte nun allerdings für die Herren Förster einen recht unangenehmen Beigeschmack und einer derselben, der seiner Tüchtigkeit so wohl als seiner höflichen Zunge wegen bei seinen Vorgesetzten hinlänglich bekannt war, glaubte es

wagen zu dürfen, sich gegen die unliebsame Verordnung aufzulehnen.

Er setzte in einem längeren Berichte auseinander, daß es für einen Beamten, dem die Verwaltung von Staatseigentum, oft im Werte von mehreren Millionen, anvertraut, doch gewiß erniedrigend sei, wegen ein paar Gulden sich der Kontrolle eines Dorfgemeinderats unterwerfen zu müssen. Zudem sei es gar keine Kontrolle — denn die Bauern unterschrieben blindlings Alles, was ihnen vorgelegt werde.

Das half aber Alles nichts.

So eine durch Alter ehrwürdig gewordene Verordnung schafft man nicht so mir Nichts — Dir Nichts ab. Es hieß: Punktum, es bleibt dabei, und zum Schlusse war noch die bissige Bemerkung:



Als ihm die Thür aufgethan ward, trat er ein und sagte: „n Morgen herein, so schön wie Du selber bist Wirthin.“



lung beigefügt, was das abfällige Urteil über die ländlichen Gemeinderäte betreffe, so sei dieses durchaus falsch. Das sei vielleicht früher so gewesen und die Forstleute der alten Schule (merktst Du was) seien nur zu geneigt, alles nach den Verhältnissen ihrer Jugendzeit zu taxieren.

Jetzt sei es anders, die Bildung sei weit vorgeschritten, weiter als die alten Herren es dächten, übrigens sei das Forstamt in keiner Weise berufen, daß . . . . . 2c. 2c.

„Den modernen Flickschneidern am grünen Tisch soll ja ein . . . . . Na, wartet, ich will euch ein Licht aufstecken, ihr Kulturförster vom Tintenfaß, ihr gezweigten!“ brummte der Förster und heftete den „Residenzwich“ an's Faszikel.

Einige Monate darauf hatte der brave Förster einige Gemeindefeldungen zu inspizieren und reichte seine Diätenrechnung ein, wohl gemerkt, mit beifügter gemeinderätlicher Bescheinigung.

Das erste Gemeinderatszeugnis lautete: „Herr Bezirksförster Lindenmann hat am 25. und 26. Juni d. J. die Waldungen der Gemeinde Muzenbach revidiert und bei dieser Gelegenheit die Blätter gezählt. Es wurden vorgefunden 8 Trillionen 26 Billionen 9 Millionen 586443 Blätter, ohne die Tannennadeln, welche bei der nächsten Besichtigung abgezählt werden.

Muzenbach, den 27. Juni 18 . . .

Die Gemeinderäte . . . . . Der Bürgermeister  
Witz u. Pfeffer. . . . . Schluri.

Das von der anderen Gemeinde bestätigte Schriftstück aber lautete:

Herr Bezirksförster Lindenmann hat am 2ten und 3ten August d. J. die Waldungen der Gemeinde Fuchshausen revidiert und bei dieser Gelegenheit 6784 bereits ausgewachsene junge Waldteufel gefangen.

Fuchshausen, den 5. August 18 . . .

Die Gemeinderäte . . . . . Der Bürgermeister  
Datterich und Schläule. . . . . Biedermaier.

Es dauerte ziemlich lange, bis Antwort aus der Residenz kam. Herrgott — die Nase!

Der Bezirksförster aber sagte im Vollgefühl der Würstigkeit, wie jener Frankfurter Droschkentritscher: „S'trofe sinn mer g'wehnt!“  
Sonst blieb Alles beim Alten. Gries

### Der Schneider Knuddl.

In der guten alten Zeit, wo es noch Originale gab, lebte ein armes Schneiderlein, und das hieß Knuddl. Daß es ihm vielfach im Leben nicht so ging, als wie er sich's wünschte, das machte ihn menschenscheu. Seit seine alte Theres, seine

Lebensgefährtin, das Zeitliche gesegnet hatte, war er allein und zumal er etwas furchtsam war, schloß er sich ein und verrichtete alle Hausarbeit selbst.

Da er längst „überholt“ war, so befaßte er sich nur noch mit Flickschneiderei. Er, der sich sein Lebtage als einen Spielball des Schicksals angesehen, machte nun mit Vorliebe Spielbälle aus Tuchflecken, die ihm noch seine alte Theres, Gott weiß, auf welchen Wegen, zusammengebracht hatte. Ein ordinärer Ball kostete damals einen Groschen, einer mit zwei rothen Flecken aber vier Kreuzer; die Bälle verstand er vortrefflich zu machen, sie waren bombenfest.

Das war es aber nicht, was ich von ihm erzählen wollte, sondern daß er sich mit Vorliebe — Spägle kochte; denn er war — mit Respekt zu sagen — ein Schwabe. Nun gab sich's einmal, es war im Spätherbst, daß er sich des Abends noch seine Lieblingspeise bereiten wollte. Die Küche war am hellen Tage finster genug, aber er hatte es in der Uebung, sich darin zurecht zu finden; darum sparte er das Licht. Der Spagenteig war gemacht, er strich ihn auf das Holzbrett und ging rüstig daran, die Spagen in's heiße Wasser einzuschlagen. Nun ging er daran, dieselben mit der Schaumfelle herauszufischen — konnte sie aber sonderbarer Weise gar nicht darin finden. Sollte ihm ein böser Geist einen Spuk gespielt haben? Er tastet rasch nach den Schwefelhölzern, die damals freilich noch wenig schwedische Sicherheit boten und machte Licht; da sah er zu seinem großen Entsetzen alle seine Spägle an der schwarzußigen Wand seines Herdes hängen. Gesotten waren sie zwar nicht, aber um so härter gebraten, und weil Knuddel es für Sünde hielt, eine Gottesgabe verderben zu lassen, einen großen Hunger und starke Zähne hatte: sprach er sein Tischgebet und that seine Pflicht. —

### Ein guter Geschäftsmann.

Daß manche Handelsleute gute Geschäftsleute sind, ist eine allbekannte Thatsache. Sie leben eben nur „für's Geschäft“ und gehen, so zu sagen, ganz darin auf. Bis zu welchem Grade dies der Fall ist, beweist nachfolgender Vorfall, der erst vor Kurzem in Karlsruhe sich zutrug.

Ein derartiger Hausfrevler, der in „seinen Brüseler Spitzen, Vorhängen, Tischzaig und Lainenwaaren“ machte, kam nach langem vergeblichem Umherwandern in das Haus einer vornehmen Dame und erhielt, fast gegen sein Erwarten, die Erlaubniß, seine Waaren zu zeigen. Hocherfreut nahm er seinen Bündel vom Rücken, meinte aber, der Schlag müsse ihn treffen, als



die Dame gleich beim Oeffnen des ersten Packets nach ihrem Fläschchen griff und naserümpfend ausrief: Mein Gott, wie riecht diese Waare so übel!"

Voll Angst, die Dame könne aus dem geäußerten Grunde von dem beabsichtigten Kauf abstehen, rief derselbe daher alsbald:

„Erlauben Sie, verzeihen Sie, das ist nicht die Waare, — das bin ich!“

Kann man mehr „in seinem Geschäft aufgehen?“

### Burg Röteln,

oder:

### Die Hexe von Binzen.

Von J. Erhardt in Wittlingen.



ennst Du, o freundlicher Leser, das reizende Wiesenthal, das in so traumhafter Schöne zwischen den wilden, dunklen Schwarzwaldbergen liegt? Bist Du schon mit „des Feldbergs Töchterlein“, seinem Laufe folgend, dahingewandert durch die freundlichen Dörfer, die das vom großen Weltverkehr abgeschiedene Thal beleben? Gewiß hat dann Dein Auge sinnend auf jener stattlichen Ruine geruht, die in düsterm Schweigen auf einem der das Thal umkränzenden bewaldeten Gipfel steht und gleich einer verlassenen Herrscherin herabschaut auf das wechselnde Leben und Treiben, da unten, in stiller Trauer und Wehmuth der alten vergangenen Zeiten gedenkend, da sie noch als festes Schloß das Thal beherrschte. Enttäuscht blickte sie vor zwei Jahren herab auf das wilde Schäumen und Brausen des ausgelassenen Schwarzwaldkindes, das, sich gegen die herkömmliche Ordnung empörend, seine Wassermassen stuthend über Ufer und Dämme wälzte und viel Unheil anrichtete. Solches neue Leben nahm die Sinne der jetzigen Thalbewohner derart in Anspruch, daß heutzutage nur noch wenige des Geschickes der früheren Bewohner der Burg Röteln gedenken, und das mag wohl auch der Grund sein, wes-

halb in unsern Zeiten die unheimlichen Spukgestalten ihr nächtliches Getriebe eingestellt und aus beleidigtem Selbstgefühl die Stätte verlassen haben, wo sie von Niemanden mehr beachtet wurden. Wer sich aber noch vor etwa fünfzig Jahren zu gewissen Zeiten um die Mitternachtstunde in die Umgebung der Burg verirrt, dem tönten vom Fuße des halbzerfallenen Gemäuers herzerreißende Klagen, untermischt von heiserem Hohngelächter und fürchterlichen Flüchen ins erschreckte Ohr. So schnell ihn die Füße zu tragen vermochten, floh dann der Wanderer den unheimlichen Ort, um, zu Hause angekommen, aus eigener Erfahrung die grausigen Schauer geschichten zu bestätigen, die sich im Volksmunde seit Jahrhunderten um die alte Burg woben.

Mit blutüberströmtem Gesichte und händeringend lag der alte, treue Diener Gotthold zu den Füßen seines gestrengen Gebieters, des Burgherrn zu Röteln. Er hatte dessen riesigem Lieblingshunde in äußerster Notwehr ein Bein zerschmetteret. Nichts vermochte das harte Herz des ergrimten Herrn zu rühren, nicht die Berufung auf langjährige treue Dienste, nicht die Erinnerung daran, daß er ihm einst in wilder Fehde mit Nichtachtung des eigenen Lebens das seine gerettet. Hinauf mußten ihn die Knechte auf die Rinne des Thurmes schleppen und ihn hinunterstürzen in die felsige, finstere Tiefe. Dort war sein Wehklagen verhallt, nur sein Weib, das sich den Weg zu ihm gebahnt, hatte sich jammernd über den Ermordeten geworfen und in wahn Sinnigem Schmerz und Haß die Fäuste nach dem Mörder geballt. — Sie verließ erst am andern Morgen die Stätte, wo ihr Lebensglück vernichtet worden und bezog eine mehr als halbzerfallene Hütte in der Nähe von Binzen. Meistens wurde sie jedoch im Walde in Begleitung jenes Hundes gesehen, der ihr sonderbarer Weise hinkend gefolgt war und sie, nachdem sie ihm das Bein geheilt, nimmer verlassen hatte. Hin und wieder betrat sie ein Haus zu Binzen oder in der Umgegend, wo sie für empfangene Wohlthaten Krankheiten beschwor und allerlei Gebrechen heilte, auch Liebestränke u. dgl. verabreichte. Oft aber konnte man bemerken, wie sie in nächtlicher Stunde mit aufgelöstem Haar um die Burg herumstrich und Verwünschungen gegen den Besitzer derselben ausstieß. Allgemein galt sie für schußfest, denn es war bekannt, daß der Burgherr, dem sie das Bild vergiftete, seinen Pfeil schon oft vergebens auf sie abgeschickt hatte. So wob sich allmählig ein unheimlicher Zauber um das racheerfüllte Weib, der ihr den Namen der Hexe von Binzen eintrug.

Immer finsterner drohten die Brauen des Burg-



herrs, mit immer größerer Härte und Willkür schaltete er über seine Untergebenen und grollend durchstreifte er tagelang seine Wälder, bis er, jeweils durch ein heiseres Lachen aus unsichtbarem Munde aufgeschreckt, unter Flüchen und Drohungen der Burg zueilte. Nur ein Wesen gab's, in dessen Nähe die harte Rinde dieses anscheinend versteinernten und liebeleeren Herzens schmolz, um den zartesten Regungen und Gefühlen Raum zu geben. Es war dies sein mit allem Liebreiz des Geistes und Körpers geschmücktes Töchterlein. Nie wagte er es in ihrer Anwesenheit, die Schale seines Bornes über seine Untergebenen auszugießen und er wehrte ihr nicht, wenn sie sich als tröstender Engel Jenen nahte, die seine schwere Hand getroffen. Wunderbar, wie hier die Verkörperung des Guten jene des Bösen zugleich überwand und anzog!

Der Burgherr hatte einst mit seinem ehemaligen treuen Waffengefährten Hunoltstein im Elß das Versprechen ausgetauscht, die beiderseitige Freundschaft durch die Verbindung ihrer Kinder — dort ein männlicher, hier ein weiblicher Sproß — in dauernder Weise auf ihre späteren Geschlechter fortzupflanzen.

Jetzt, nachdem beide herangewachsen waren, sah er mit Bangen dem Tage entgegen, an dem er sein Kleinod andern Händen überlassen sollte. Als ihm am 20. Geburtstag Hildegards sein Freund die Kunde sandte, daß der Junker sich bald reisefertig machen werde, um seine Braut zu freien, da wollte ihn fast das gegebene Ritterwort gereuen; er mochte wohl ahnen, daß ihn die Rachegeister seiner Opfer ereilen würden, wenn sie von dem Bann der unschuldvollen Nähe seines Kindes befreit wären. — Eines Tages meldete der Thürmer einen Fremdling. Ein Jüngling zu Ross in der Kleidung der fahrenden Sänger heischte Einlaß, der ihm gewährt wurde. Selbst die finsternen Blicke des Burgherrn milderten sich, als der Gast seine Laute schlug und seinen Gesang ertönen ließ; das unentweihete Herz der Jungfrau aber, die sich an des Vaters Seite geschmiegt, erbebt beim Anblick

der strahlenden Schönheit des Fremdlings, und die süßen Zauberklänge, die seinem Munde entströmten, zogen sie mit unnennbarer, wonniglicher Sehnsucht zu ihm, dem gottbegnadeten Sänger, vor dem sie glaubte, ihre Knie beugen zu müssen. Und gleichermaßen umfing den herrlichen Jüngling der Zauber dieser minniglichen Maid; sein Herz pochte in überwallendem Gefühl; immer mächtiger schwoll seine Stimme, seine feurige Seele löste sich in holdem Liebesliede — jubelnd schwang sie sich auf in die Sphären des Lichts und jauchzend und frohlockend umschwebte sie die verwandte Seele, die sie hier gefunden. Die himmlischen Töne des hohen Liedes hatten um zwei unent-

weihete Herzen ein geheimnisvolles, süßes Band geschlungen. Zitternd unter unaussprechlichem Glück hatte sich, nachdem der letzte Ton verklungen, die Jungfrau erhoben und sich nach ihren Gemächern begeben; der Burgherr aber bot dem Fremdling Gastfreiheit an, welche dieser hochbeglückt annahm.

Es bedurfte keiner Worte mehr, als sich die beiden Liebenden im Laufe der kommenden Tage ohne Zeugen zusammenfanden; es war ja nur das gegenseitige Finden zweier Herzen, die sich in unbewußtem Drange lange gesucht. Selige Stunden vereinigten bald täglich beide im heimlich stillen Burgwald, wo über ihren Häuptern die dunklen Bäume geheimnißvoll flüsternten und die ernsten, majestätischen

Wipfel sich rauschend zurauften, daß da unter ihren schützenden Zweigen in zwei junge Menschenherzen in Lieb sich gefunden. Einen höheren Glanz noch erhielt dieses heimliche Liebesglück, als eines Abends der edle Jüngling dem schönen Burgkinde offenbarte, daß er Junker Otto, der ihr von ihrem Vater bestimmte Gemahl und nur deshalb als fahrender Sänger gekommen sei, weil er ihre freie Liebe habe erwerben wollen; denn die Angst vor der Zukunft jenes Aufgedrungenen hatte oft in einsamen Stunden den Himmel ihres Glückes mit einer düstern Wolke umschattet. Gerne gelobte sie, das Geheimniß noch zu bewahren, bis j



Hierauf mußten ihn die Knechte auf die Sinne des Thurmes schleppen und ihn hinunterhürzen.



Vater eintreffe, dem er ebenso wie dem ihrigen eine freudige Ueberraschung zu bereiten gedachte. — Weihevoller Stille hielt das Leben ringsum gefangen; es schien, als ob auch die Natur den Bund derjenigen feiern wolle, die sich, jetzt auch fürs Leben vereinigt, fest umschlungen hielten. — „Verfluchter Abendteurer“, dröhnte da plötzlich eine vom Zorn halb erstickte Stimme, „hast du dich darum hier eingeschlichen, mein edles Kind zu berücken? Fahr hin, Glender!“ — Vom Schwert des Burgherrn durchbohrt, sinkt der Jüngling nieder. Die vor Schrecken erstarrte Jungfrau hatte den Streich nicht abwehren können; mit dem

entsetzten Aufschrei:

„Vater, es ist ja . . .  
. . .“ will sie den Arm des Rasenden umklammern: dieser aber, in seiner wahn sinnigen Wut, schüttelte sie von sich und schleudert sie unter wilden Flüchen zu Boden. Fallend traf ihre schöne Stirne auf die Spitze eines Felsvorsprunges und ihr schuldloses Blut vermischte sich mit dem des Geliebten. Mit

leiser, brechender Stimme kann sie noch dem Vater offenbaren, wen er gemordet, dann lag sie da, eine geknickte Lilie neben dem gebrochenen Edelstamme. — Verzweifelt starrte der Burgherr auf das hinsinkende Leben. Aus dem Ge-

büsch aber gellte höhnisches Lachen: die Hexe von Binzen war es gewesen, die dem Burgherrn heute im Wald zugerufen hatte: „Geht heim, Herr Ritter, und seht euer edles Töchterlein in den Armen des fremden Sängers!“

Blutige Fehd' wurde dem Burgherrn von seinem einstigen Waffengefährten angekündigt, dessen Sohn er gemordet. Lange war die Rötelnburg belagert, ohne daß es gelang, in dieselbe zu dringen, ja die wohlverproviantirte Burgbesatzung triumphirte schon, da die Belagerer Anstalt zum Abzuge zu machen schienen. Spöttlich sah sie den wenigen Mannen nach, die sich zum Heimzuge anschlössen. Da erdröhnte auf einmal

fremdes Waffengeklirr; dem Klang zuweilend, sieht der Burgherr, daß der größte Theil seiner Knechte bereits von der eingedrungenen Uebermacht niedergeworfen ist; wie ein wilder Stier rast er unter die Kämpfenden, bis ihn die wuchtigen Streiche seines einstigen Freundes und jetzigen Todfeindes niederstrecken. Die Sieger verteilen sich, Beute suchend, in der Burg. Zu dem sterbenden Burgherrn aber tritt hönisch grinsend die Hexe von Binzen. Sie war es, die den Feind durch einen unterirdischen Gang in die Burg geführt hatte. Mit übermenschlicher Kraft zieht und zerrt sie den Wehrlosen auf die Mauer und stößt ihn in die Tiefe hinab, in welche der Wütherrich vor Jahren ihren Mann erbarmungslos hinabschleudern ließ.



Seibst die finstern Züge des Burgherrn milderten sich, als der Cast eine Laute schlug.

Dreihenkers Willen nicht „Ja“ sagen. Zu dieser Sorte gehörte zum Beispiel der Fabrikant Stockhorn von Pforzheim. Seine jüngste Tochter, das Klärchen, war ihm an's Herz gewachsen und wie? Drüben der Hans, der Sohn seines geschäftlichen Nebenbuhlers, sollte ihm sein Kleinod entreißen? „Nie und nimmermehr werde ich zu dieser Mißheirath mein Jawort geben“. Umsonst schmeichelte ihm das Kind, umsonst suchte ihn die Mutter zu überreden; er blieb dabei. An seinem Geburtstage nun, wo er beim Nachtsche von besonders zügänglicher Laune war, versuchten Mutter und

### Das Jawort.

Ob zwei einander bekommen werden oder nicht, darüber läßt sich erfahrungsmäßig folgende Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen:

Wenn Er will und Sie will, macht es 50%

Und wenn die Mutter auch noch will, thuts 45%

zusammen 95%

Bleiben für den Vater Rest 5%

Summa Summarum: 100%

Nun gibt es aber auch hartgefottene Ehemänner, die um des

Herz gewachsen und wie? Drüben der Hans, der Sohn seines geschäftlichen Nebenbuhlers, sollte ihm sein Kleinod entreißen? „Nie und nimmermehr werde ich zu dieser Mißheirath mein Jawort geben“. Umsonst schmeichelte ihm das Kind, umsonst suchte ihn die Mutter zu überreden; er blieb dabei. An seinem Geburtstage nun, wo er beim Nachtsche von besonders zügänglicher Laune war, versuchten Mutter und



Tochter vereint den letzten Sturm auf die väterliche Festung.

„Aber lieber Papa“, sagte Klärchen schluchzend, und wischte sich eine dicke Thräne aus dem Auge, „willst du mich denn für immer unglücklich machen? Ich schwöre dir's: entweder den Hans oder Keinen!“

„Aber lieber Mann“, fügte die Mutter hinzu, und wischte sich ebenfalls eine dicke Thräne aus dem Auge, „siehe doch, wie unsere Tochter hinwelft wie eine vom Mehlthau berührte Rosenknospe! — Kannst du so grausam sein! Hans und Klärchen geben gewiß ein glückliches Pärchen. Laß dich erweichen und sage doch ‚Ja!‘“

Die heitere Stirne des Vaters hatte sich längst wieder in trübe Falten gelegt und über die Augen zog es wie eine Gewitterwolke. Da athmete er tief auf und um nicht vor sich und den Seinen sein gut deutsches Wort zu brechen, gab er seine Zustimmung französisch, indem er sagte: „Oui!“

*Zengels, Kriestamps*



Grüß Di' Gott Herzensschatz!  
Sib ma mir glei' an Schmatz,  
Du bist ma allezeit,  
Mai' größte Freud'!

„Ja Sepp, i glaab Dir's scho',  
Und i denk a gern dro'  
Wia Du so liab und fei',  
Schmaagt in mi' nei'!“

## „Wann ich nor des A im Kopp g'hatt hätt!“

Smoreske in Pfälzer Mundart von M. Barak.



ich hab' nor  
eeñ eenzigi  
Leibeschaft,  
for die Mus-  
sich nämlich,  
— dann al-  
les anner is  
m'r Worscht.  
Der Mussich  
zu lieb awer  
dhu ich alles:  
ich geh' in e  
jed's Kunzert  
un seh' mich  
ganz vorne  
hin, grad ne-  
wedie Pauke,  
daß ich's gud  
höre kann,  
dann ich bin  
e bissel daab,  
— aach im  
Theater bin  
ich abonnirt  
uf'n Schberr-  
sich grad hin-  
ner de Pauke,  
— ich kann  
m'r's jo ge-

währe, dann Gott Lob un Dank ich hab's jo un brauch' mich nit lang zu b'finne, wann ich e paar hummert Mark for mein Bläfir ausgeme will — sogar in die Jesuwidderkerch geh' ich als Sundags, wann e feierliche Mess' mit großem Orcheschder drin usg'führt werd, dann sunscht geh' ich naderlich nit nein: ich bin jo gar nit kadollisch, ich bin jo Brodeschdant. An bene Däg' awer, — an Dschdere, Pingschde, Weihnachte un am Reijohr — do laaf ich schun e Schtund, eh' die Kerch anfängt, uf die Orgel un seh' mich neue die Pauke, — dann die Pauke sin emol mein Lieblings-instrument, dann die hör' ich, trotzdem daß ich e bissel daab bin.

Ich weef eegentlich nit, vun wem ich des Schenie for die Mussich geerbt hab': mein Vadder is nit musikalisch gewest, mein Mudder aach nit, — awer e aldi Dante haw' ich g'hatt, die hot e bissel Giddaar g'schbielt un als d'rzu g'funge: „Mich fliehen alle Fraiden“ — vun dere muß ich des musikalisch Talent hawe. Warum ich's awer grad for die Pauke hab', weef ich m'r nit zu erkläre: Dhatsach' is, daß ich schun als kleiner



Bu nix kiewer gedhañ hab' als drummle, — awer noddabene nit so wie der Dambor drummelt, neen so wie mar die Paul' schlägt —, un wewle haw' ich könne, wie'n Alder, un d'rufg'haue haw' ich im Fordissimo, daß d'r 's schdärkscht Fell in de erschde drei Däg' e Loch g'hatt hot.

Do hot die ald' Dante, wo Giddaar g'schbielt hot, mein Musfischenie entdeckt un hot zu mein Vadder g'sacht: „Schorsch“ — hot se zu'm g'sagt — „ich will d'r was sage: in dem Bu schdeckt e Kinschtler, loß'n Musfikuf werre, — sunscht sag' ich nix!“

Awer mein Vadder hot nor d'zru gelacht un hot g'sagt: „Ach was, dumm's Zeich“, — hot er g'sagt —, „der Bu soll was ornlich's lerne, daß er emol e rechder Mann werd un sein Brod verdienne kann!“

„Ach Gott, Schorsch“, hot do mein Dante widder g'sagt, „des kann er jo aach als Kinschtler un 's is doch so was schön's um die Kunscht! Zudem braucht jo der Andon emol gar nit druf aus zu sein, Geld zu verdienne: du hoscht jo so e schön Vermöge un mein bissel Sach' kriecht er doch aach emol!“

Awer mein Vadder hot nix d'r von höre wolle. „Loß' mich in Ruh“, — hot er g'sagt — „du bischt deiner Lebtag e iwerschbanndi Gans gewest un seit du die Liebshaft mit dem dicke Posaunisch g'hatt hoscht, wo dich hot siße losse, willscht du alli Welt zu Musfikande mache. Ich sag' d'r, setz' m'r dem Bu keen so Bosse in de Kopp: der werd 'n Schlosser wie sein Vadder un dod'r mit Pundum!“

So hot er g'sagt, — awer 's is doch annerscht kumme, als er gemeent hot, dann wie ich verzehñ Johr ald gewest bin, is mein Vadder g'schdorwe un ich bin derntweg' zum alde Stelzer in die Lehr' kumme, for um 'n Schlosser zu werre. Awer anschbatt an mein Schliffelloch zu feile, haw' ich halwi Däg' lang mit zwee kleene Hämmerche uf'm Ambos gedrummelt, daß die ganz Werk'schdatt remellisch worre is. Do hot m'r der Meeschder eeni g'wischt un hot g'sagt: „For was glaabscht dann du eegentlich, daß du do bischt? Sollscht du bei mir drummle lerne odder feile? Ich bin keen Dambor: wann ich dich nochemol drummle hör', so jag' ich dich zum Deiwel — verschdanne!“

So hot er g'sagt un — richdig aach gedhañ, dann wie ich ame schöne Nochniddag widder emol gedrummelt hab', hot er mich mit der eene Hand am Schlabbohr verwischt, mit der annere hot er die Dhir usgemacht un — eh' ich recht gewisht hab' wie m'r g'schieht, bin ich draus im Hof gelege.

Jetz is Holland in Noth gewest. Heemzugehñ haw' ich mich nit gedraut, dann mein Mudder hot e schbanisch Röhrche hinner'm Richefachte schdecke g'hatt, mit dem se manichmol mein Goffe ausgekloppt hot, wann ich se aing'hatt hab', — un zudem haw' ich gedenkt: „Was badd's dich, wann du heemgehscht? Do kummscht du nor zume annere Meeschder un wann der nit musfikalisch is, so jagt er dich aach widder fort, wann du drummelscht: neen du gehscht g'scheidter nit heem, du gehscht in Gottsname — zur Dante un verzählscht's 'r, wie d'r's gange is, die wees noch am erschde 'n Noth for dich!“

So haw' ich gedenkt, un nix wie hiñ zu 'r. Sie hot g'rad ihr Giddaar im Arm g'hatt un d'zru g'sunge:

Fröhlich un wohlgemuth  
Wannert das junge Blut  
Iwer den Rhein un best  
Uf un dabt dorch die Welt!“

Wie ich awer neinkumm', hängt se die Giddaar an dem rothseidene Band, wo 'r noch der Posaunisch emol draingemacht hot, an die Wand un sacht: „Du bischt's, Andon, — was willscht dann du bei mir?“

Do haw' ich's 'r dann verzählt, wie m'r's gange is in der Lehr' un was m'r mit mein Meeschder bassiert is. Un mein Dante hot mich redde losse un Maul un Nas' uf'g'schberret vor Verwunderung. Wie ich awer endlich fertig bin un sag', daß ich in keen annere Lehr' mehr gehñ un keen Schlosser werre wollt, do hot se g'sagt: „Andon“, — hot se g'sagt — „daß dich dein Meeschder g'haue hot, is e Wink vum Himmel!“

„Sooo?!“ jag' ich, — „vum Himmel? Mir is'r nit arg himmlisch vorkumme, der Wink!“

„Sei schdill“, freischt jetz mein Dante, — „halt dein Maul un loß' mich redde. Ich sag' d'r, 's is 'n Wink des Schicksals, daß du — gerett' werre sollscht for die Kunscht, — Andon, du sollscht 'n Kinschtler sein: du sollscht Paukeschläger werre! Derntweg' bleibscht du jetz bei mir, — ich werd for dein kinschtlerische Ausbildung sorge!“

Noñ, mir is's nadierlich gleich recht gewest. Mein Dante hot noch am gleiche Dag mit'm alde Leibert geredd', — kiewer Gott, er is jetz schun iwer zwanzig Johr doht, — hot 'n keener vum Eich mehr gekennt? Er is eegentlich Runterbassischt gewest, awer in der Kerch hot er die Pauke g'schlage, — ja was, so schlagt se keener mehr, wie der: g'rad wie e Dunnerwedder hot's gedhañ, wann der drufg'haue hot, — sunscht sag' ich nix! Also mit dem hot mein Dante geredd' — se hot 'n gud gekennt, dann er is e Freund vum ihrem Posaunisch gewest — un hot mit 'm abgemacht, daß er m'r Paukeschlagschd und



gewe sollt, jeden Dag eeni for 'n Gulde. D'rher-  
noochder hot se m'r zwee Brachtspauke gefaast  
un hot m'r se feierlich iwerrecht.

„Andon“, — hot se d'rzu g'sagt — „was an  
mir liegt, daß du 'n rechder Kinschtler werre  
sollst, is dod'rmit g'schehe; du hoscht bei mir  
frei Koscht, Loschie un Licht, aach dein Schdunde  
will ich zahle, — mehnder awer kann ich nit  
dhuun: alles anner liegt an dir. — Andon“, hot  
se dann noch g'sagt un hot sich die Lage mit  
ihrem Sackdichel abgewischt, „s is m'r keen Upper  
zu groß for dich, un wann ich's erleb', daß ich  
dich emol als Kinschtler  
im Orcheschder schdehn se'h  
un die Pauke schlage, dann  
soll mich des Geld, wo mich  
dein Ausbildung koscht', nit  
reute!“

So hot se g'sagt, awer  
— se hot's nit erlebt, mich  
im Orcheschder schdehn zu  
sehe. Wees keen Deiwel  
was schuld dran gewest is:  
ich hab' m'r zwar die gröschd'  
Mih' gewe in meine Schdun-  
de un hab' aach ball ge-  
drummelt, so gud wie der  
Leibert selwer, awer —  
des verflamme Schdimme  
haw' ich nit zuweggebracht,  
nit for Alles! „Andon“,  
— hot als mein Lehrer  
g'sagt — „du bischt 'n  
Esel, du hoscht keen A  
im Kopp. Awer des muscht  
du in de Ohre hawwe wie  
Dreck, un wammer\*) dich  
mitte in der Nacht ufwecke  
dhut un sächt: gieb A,  
do muß d'r's zum Maul  
rauskomme wie e Schdim-  
gawel, sunscht werfcht du  
deiner Lebtag keen Pauke-  
schläger!“

Dann hoter m'r als mein zwee  
Paukesfell abg'schbannt, daß se wie nasse Yumbe  
iwer de Kessel gelege hawe, un hot g'sagt: „So,  
jeß geh' ich fort: wann ich widder kumm', do  
muscht dein Pauke g'schdimmt hawe in A un E,  
in der Quart heest mar des!“

So hot er als gleich im Anfang vun meiner  
Schdund g'sagt, hot d'rhernoochder sein Gut ge-  
numme un is gange. Ich awer hab' mich die  
längschd Zeit mit meine zwee Fell rumgeploogt,

\*) wenn man.

hab' g'schdimmt un g'schdimmt ruf un runner,  
awer wann der Leibert am End vun der Schdund  
widder kumme is, do is's halt alsefort nix nutz  
gewest, ball zu hoch, ball zu tief, odder schdatt  
der Quart die Quint. „Du hoscht dein A als  
noch nit im Kopp“, hot do der Leibert g'sagt,  
„m'r misse's morge nochemol browiere!“

Noñ, mer hawe's browiert, un nochemol bro-  
wiert un als nochemol: ja was, e halb's Johr  
lang haw' ich nix gebhan als mein Pauke  
g'schdimmt un 's is doch nie nix nutz gewest.  
Do hot der Leibert de Kopp g'schiddelt un hot  
g'sagt: „Andon, — du bischt  
'n Esel un bleibst 'n Esel;  
awer mer wolle jeß zu 're  
annere Zwung iwergehn.  
Die Hauptsach' beim Pauke-  
schlage is nit 's Drummle,  
bewahr' Gott neen: des is  
des richdige Pausezähle.  
Der Pauker hot manichmol  
zwee — dreidausend Takt  
Pause un dann fallt er  
mit'm letschte Achtel vun  
dreidausend Gente Takt ein  
un schlagt dorch zwanzig  
Takt dorch 'n Werwel in  
Fordissimo. Die Zwung  
wolle mer jeß emol mache:  
derntweg' zähl' du jeß drei-  
dausend Takt Pause in  
Larghetto-Tempo — mer  
wolle for de Anfang e lang-  
sams Tempo nemme, schbä-  
ter iwe mer's aach im  
Allegro — un dann fallscht  
ein mit dem Werwel. Awer  
verzähl' dich nit, dann  
sunscht is mein ganzi Mih'  
d'rbei for die Raß: ich geh'  
jeß widder fort un wann  
ich kumm', will ich sehe, ob  
du im Tempo geblive bischt

un richdig gezählt hoscht. Also bass' uf, — vier  
Vertelstakt, — Larghetto-Tempo: Gens — —,  
zwee — —, drei — —, vier — —!“

So zähl' er m'r vor, nemmt widder sein Gut  
un geht. Ich awer hab' gedenkt: „For desmol,  
Herr Lehrmeeschder, sollst du gewiß mit m'r  
zufride sein un nit widder sage, ich wär 'n Esel,  
— ich zähl' gewiß recht!“ So den' ich un fang'  
halt an: „Gens — —, zwee — —, drei — —,  
vier — —“, een Takt noch'm annere un hab'  
m'r mit mein Paukeschlägel de Takt d'rzu g'schlags  
un nit rechts geguckt d'rbei un nit links, „Gen



Anton hat se g'sagt, daß Dich dein Meeschder g'hawe hat, is a  
Wink dum Himmel.



—, zwee —, drei —, vier —“, alsefort un alsefort weiter. Do uf eenmol, wie ich so e schdarfi halwi Schdud lang gezählt g'hatt hab', fällt m'r siedhees ein, daß ich — grad wie selder Schwob, der, wo die Uhr g'schlage hot, alsefort nor „Dins, oins, oins, oins“ gezählt hot — aach immer nor „Eens —, zwee —, drei —, vier —“ gezählt hab', awer wie oft schon, des haw' ich um's Lewe nit gewißt. Also is mein Sach' doch nix gewest! Awer do is halt nix zu mache gewest; im Schdille haw' ich nor gehofft, daß der Leibert sich verleicht aach verzählt hawe könnt' un derntweg haw' ich gedenkt: „Ach was, uf jeden Fall kummt der erscht im letschte Moment, also risgier' ich's: wie er die Dhir usmacht, fang' ich an mit meim Werwel!“

So haw' ich's aach gemacht, awer leeder Gottes — der Leibert hot sich halt nit verzählt g'hatt; beim ersche Schlägelschdreech hot er schon gekrische: „Galt, — falsch! Mer sin erscht am Zweedausend Neinhunnert Neineineinzigsche Takt, — du hoscht falsch gezählt: du bischt halt 'n Esel un bleibst halt 'n Esel!“

E bissel kleenlaut haw' ich des zug'schdeh'n misse un hab's 'n verzählt, wie m'r's gange is. „Gudsche — sigsche“,\*) hot er do g'sagt, „ich hab's gleich gemerkt, mir macht mer keen X for e U vor. — Noñ, mer misse halt die Zwung morge nochemol mache!“

So hot er g'sagt un vum dem Dag an haw' ich e halb Johr lang Pause gezählt in alle Tonarte un jedem Tempo, daß ich gemeent hab', der Deiwel holt mich, — un doch haw' ich's halt nit hingebacht, ganz richtig zu zähle, dann jedesmol wie ich hab' anfange wolle zu werwle, hot der Leibert widder sein „Falsch!“ gekrische.

So is m'r's gange. Wie awer e Johr rumgewest is un ich hab' weder mein A im Kopp g'hatt, noch bin ich im Pausezähle ganz fix gewest, do hot mein Dante g'sagt: „Andon“, — hot se g'sagt — „jetz glaaw' ich doch fascht, du bischt nit zum Kinschtler gebore, — ich meen' als, du sollst lieber widder Schlosser werre!“

So hot se g'sagt un — am annre Dag bin ich widder bei 'me Meeschder in der Werkschdatt g'schdanne un hab' ame Schliffelloch g'feilt. — Noñ, mit der Zeit bin ich Meeschder worre, awer — ich hab' halt nie keen rechdi Freed' g'hatt an mein G'schäft: mein eenzigi Leideschaft is halt alsefort die Russich un des Paukeschlage gewest.

Bis uf de heidige Dag kann ich's nit verschmerze, daß ich keen Kinschtler hab' werre könne. Wann ich doch nor des A im Kopp g'hatt hätt!

\*) Siehst du.

### Alleweil hab ich's.

In einem Städtlein „zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, das einen gar frommen Namen trägt und viele, viele Namensgenossen hat, ist ein Gymnasium, ein recht gutes Gymnasium, das im glücklichen Besitze eines vorzüglichen Schuldieners ist, welcher nicht allein durch zwei Medaillen, sondern auch durch eine merkwürdige Schlaueheit und seltene Findigkeit ausgezeichnet ist.

Eines Tages besuchte der regierende Fürst bei einer Landesbereisung besagtes Städtlein und natürlich auch die größte Merkwürdigkeit desselben, das Gymnasium. Nun hatte der Herr in seiner Begleitung seinen Flügeladjutanten, das war ein Oberst und hatte dicke Trasselepauletten, und seinen Sohn, den Erbprinzen, und der war Lieutenant und trug bescheidene Lieutenantsepauletten. Der schlaue Schuldiener wußte zwar sonst alles, aber diesmal wußte er nicht, daß der schlanke, freundliche Herr Lieutenant ein Erbprinz war, denn rechte Prinzen, meinte er, müßten einen funkligen, blißenden Stern auf der Brust tragen — bei Tage und bei Nacht, zu Wasser und zu Land.

Der leutselige Fürst fragte den Direktor der Anstalt nach diesem und nach jenem und redete mit den einzelnen Lehrern, wie es bei dergleichen hohen Besuchen so üblich ist. Der Erbprinz, der an der Verdienstmedaille, welche der hagere Schuldiener auf seinem Salarock trug, ersah, daß der Alte schon lange seinen Dienst begleite, richtete nun an denselben die freundliche Frage:

„Nun, da haben Sie ja ein ruhiges Pöstlein. Die bösen Jungen aber werden Ihnen manchmal Sorgen machen; diese sperren Sie wohl gehörig in den Carcer, wie?“

Der wackere Schuldiener faßte den vermeinten Lieutenant auf die verfängliche Frage scharf ins Auge. Er war gleich im Reinen.

„Guck emol a — ich hab mer's doch gleich gedenkt, wie se mer so bekannt vorkomme sin — Sie ware aach hier uf der Schul. Höre Se — Sie brauche noch zu froge, ich glaab als, Sie werdens noch aus eigener Erfahrung wisse und wie der Gabriel zu Ihrer Zeit gewesen ist, so ist er heute noch.“ — Der Erbprinz lachte hell auf über diese Aeußerung des drolligen Alten.



## Die Geschichte eines armen Jungen.

Zum steirischen Gebirge bernommen und erzählt von P. R. Hofegger.



limm dich an, Balg, verdächtiger! sonst schmeiß' ich dich in den Graben!"

Diese Worte stieß ein Mann aus, welcher der Bergschlucht entlang ging und einen etwa dreißährigen Knaben auf dem Rücken trug. Der Mann mochte noch nicht über die dreißährige Jahre hinaus sein, war jedoch etwas zerfahren an der Gewandung und machte bei seinen ohnehin schwarzen Augen und Barthaaren ein unheimlich finstres Gesicht. Der Knabe war in schlechte Lappen gewickelt, er lag mit dem Bauch auf dem Rücken des Mannes, streckte die bloßen Füßchen an beiden Seiten vor, klammerte sich mit den kleinen Armen um den starren, braunen Nacken und wimmerte.

„Wenn ich einen jungen Hund hätte“, knurrte der Mann vor sich hin, „oder gar ein Spanferkel, zehn Abnehmer für einen wollt' ich mir finden. Weil es aber ein Mensch ist — ein elend Menschenkind, so weisen sie mich ab, die Einen mit christlicher Manier, die Andern sind ehrlicher und schlagen mir die Thüre vor der Nase zu. Scheinheiliges Gesindel verdammetes! Wenn deine Sünden alle zeitig waren, leicht trügest du noch um ein Stück härter, als ich. Bei sechs Höfen hab' ich gebettelt; schon die Vitt', daß sie geben sollen, hören sie nicht gern, daß sie nehmen möchten, das wollen sie — scheint mir — noch viel weniger hören, diese Genügamen, die! — Abgewiesen! Hin werden kannst, Wurm! Still bist!“

Das Knäblein preßte sein Weinen in sich zurück, so gut es ging. Wer dem herben Mann hätte in die Seele blicken können! Dort weinte es etwa noch unendlich bitterer, als in dem zitternden Herzen des Kindes. Leicht streichelte er die Füßlein, die Armelein — und drückte sie rauh an sich.

So kamen sie aus der Schlucht und zu einem stattlichen Hof. Das Haus war aus Holz, hatte aber viele große Fenster und grüne Läden dran. Es schaute in seiner Behaglichkeit und Wohlhabenheit freundlich auf die Ankömmlinge. Der Mann mit dem Knaben auf dem Rücken trat in die Stube, wo die Bauersleute just beisammen saßen zum Essen.

„Ah jegerles!“ rief die Bäuerin aus, „ist das nicht der Holznecht Friedl vom Brunnwald? und was er für ein sauberes Bübel mit hat! Diese schönen schwarzen Augen, wie zwei Kirscheln! Und ein rechtes Christindelhaar, ein goldfarbiges! Ein herziges Knaberl hast, Friedl. Gehörts Dir?“

„Wohl, freilich wohl, es gehört mir. Wenn's dir aber gefällt, Stammhofbäuerin, es ist zu haben.“ So antwortete der Holznecht und setzte sich auf die Bank, auf welche auch der Kleine sachte hinabglitt und im Winkel mattschluchzend lauern blieb.

„Ich möcht' schon Einen“, sagte die Bäuerin und blickte so ein klein wenig gegen ihren Mann hin.

„Die Weibslente sind so viel ungeduldig“, entgegnete dieser, um auch etwas zu sagen, blickte aber weiter nicht auf, sondern machte sich sehr tapfer mit seinen Klößen zu schaffen.

„Es wäre wohl gar mein Ernst“, sagte der Holznecht. „Ich such' einen Platz für den Buben. Bisher ist er bei seiner Mutter gewest. Die hat jezt geheirathet und das Kind nicht mitnehmen wollen, halt auch nicht dürfen.“

„Eine saubere Mutter!“ pfauchte der Bauer.

„Wie's schon geht. Hätt' mirs auch nicht gedacht, daß sie so wär, aber so Weibsbilder da, das Heirathen geht ihnen über Alles, schon gar, wenn sie hausgeessen werden, wie die Hanna. Und ist das Kind halt mir verblieben.“

„Das ist eine Bettel!“ beehrte die Bäuerin auf, „zuschicken sollst ihrs. Das Kind gehört zur Mutter! — nit? Hab ich nit Recht?“

„Als wie zu einem Weibsbild, das ihr Kind einmal verlassen kann, hab ich mehr Vertrauen auf weltfremde Leut“, sagte der Holznecht. „Und desweg geh' ich gestern und heut' um in der Gegend und such brave Leut, die sich mit dem Kind einen Stufen in den Himmel bauen wollen. Jezt brauchts freilich noch Pflög, essen thuts Alles, die Hauptsache wär das Waschen und Pugen. Nach etlichen Jahren wird er ja doch Arbeit lernen müssen, der Gidel — Gidel heißt er — und hätt' der Bauer nachher an ihm einen wohltheligen Knecht.“

„Recht gut gemeint“, versetzte die Bäuerin, „aber 's ist halt ein Kreuz mit so einem Wesen; wenns den Eltern nachgrath und in die Leichtsinigkeit kommt, so hat Unserens die Nachred'; und wirds soweit brav, und kann einmal was verdienen, und fallt's nachher seinem Vater und Mutter ein und nehmen es weg — und hat man nichts als die Sorg' und Kümmeriß mit ihm gehabt.“

„Stammhofbäuerin!“ sagte der Holznecht und hob die flache Hand wie zum Abschlagen eines Geschäftes, „wenn ich dir den Buben heute geb, so gehört er dein und ich will mich nicht mehr vreinmischen.“

„Das glaube ich“, redete jezt auch der Bauer mit, „Kinder in die Welt setzen, ja das können sie, nachher wollen sie nichts mehr davon wissen. Das sind schon die Richtigen, das!“ Dabei starzte er immer in seinen Teller hinein und scharzte drauf um mit Messer und Gabel. Zum Kloß einen guten Bissen Speck sticht er jezt an, den verdient er doch für das letzte rechtschaffene Wort!

„Will dir auch nicht Unrecht geben, Bauer“, versetzte der Holznecht bescheiden, „es giebt auch Solche, wie du meinst, es giebt ihrs! Aber mir kannst es glauben: Wenn ich in derselben Martininacht vor 4 Jahren hätte wissen können, daß der heutige Tag darauf kommt, — dieser harte Tag, mein Stammhofbauer, wo man sein Kind muß ausbieten wie eine junge Kabe, die man nicht ins Wasser werfen will! — Wenn ich das hätt' wissen können, es wär' anders! Es wär' anders! Jezt ist's vorbei, jezt hilft's nichts mehr. Ich muß mir selber alle Tag mein Brot verdienen. Im Brunnwald ist die Arbeit aus worden, muß mir in andern Gegenden eine suchen. Soll ich mir den Balg auf den Buckel binden und im Holzschlag arbeiten? Rathe mir, Bauer, was ich thun soll!“

Der Bauer erhob sich vom Tisch: „Ich muß es aufrichtig sagen, ich wüßt' mir a' deiner Stelle selber keinen Rath.“

Trat jezt der Holznecht Friedl vor die Bauers-



leute hin, hielt die Hände zusammen und flehte: „Euch hat der Herrgott gesegnet mit Gut und Ansehen, ihr seid rechtschaffene Leut und werdet es nimmer wollen, daß ein unschuldiges Menschenkind sollt' verderben müssen. Nehmt es mir ab. Es wird euch nicht arm essen, es wird euch nicht Unehrl stiften. — Hundsfott ist's ja doch keins, für die Vaterleut kann's nichts, in der rechten Zucht wird's ein braver Mensch und so einer ist nicht zu verachten! — Nehmt es mir ab!“

Die Bäuerin hob schon den Schürzenzipfel an die Augen, aber der Stammhofbauer sagte wohl mit gutigem Tone, doch gemessen: „Friedel, du verlangst viel. Keinwand will ich dir geben, daß du ihm etliche Pfaiden kannaft machen lassen; um ein paar Winterschuh' ist es mir auch nicht feil, aber es ins Haus nehmen, nein, nein, gar keine Red' davon.“ „Ihr stoßet das Kind zurück“, versetzte der Holzknecht, „morgen kommts vielleicht wieder, aber als Bettelbub oder gar noch als was Anderes. Ihr werdet es verfluchen, und vergessen haben, daß ihr es ins Elend und in die Schlechtigkeit hinausgestoßen habt.“

„Wir hinausgestoßen? Das ist gut“, sagte der Bauer. „Die Unterhaltung wollen sie selber haben bei solchen Sachen und was dabei herauskommt sollen Andere zur Verantwortung übernehmen. Spitzbuben das!“

„So spricht der Neid!“ rief der Holzknecht aufgeregt. „Was?“ fragte der Stammhofbauer.

„Der gute Wille wär schon auch bei euch da, ihr hochachtbaren Leut, aber euch machts Umständ, das Spitzbub sein; das Bravsein vor der Leut Augen macht euch keine Umständ, dar um seid ihrs, nur darum. Ich kenne euch!“

„Ihr werdet da streiten auch noch!“ begütigte die Bäuerin, „wenn Einer dem Andern schon nicht helfen kann, so sollen sie wenigstens in Güten auseinandergehen. — Schau, da sind Knödel übrig blieben, wenn ihr hungrig seid!“

„Bergelts Gott!“ sagte der Holzknecht mit tonloser Stimme und packte sich den Knaben wieder auf. „In Gottesnamen, Gidel, so gehen wir halt wieder um ein Häufel weiter.“

Die Bäuerin rief ihm noch nach, er sollte nur nicht verzagt sein, sie wolle schon beten für ihn.

„Beten, das kann ich selber“, murmelte er, „die reichen Leut' hätten nach meiner Meinung was Anderes zu thun.“

In tiefer Verbitterung schleppte er den Knaben weiter. Er kam auf den Plan hinaus, wo die Felder zu Ende gehen und am Waldrain das Heidekraut wächst. Dort bettete er das vor Weinen müde gewordene, nun schlummernde Kind auf weiches Federgras. Dann trug er dürre Aeste zusammen, machte ein Feuer an, sammelte Heidelbeeren in seinen Hut, holte in einem Blechkännlein, das er bei sich trug, vom nahen Bach Wasser und wollte für das Kind eine Beerensuppe kochen. Es hatte schon lange nichts mehr gegessen.

Als er den schlafenden Knaben nun betrachtete, da kam ihm der Gedanke, jetzt weiß er nichts von allem Elend. Sollt es nicht zu verantworten sein, daß er — nicht mehr wach würde? Ich glaube kaum, daß man ihm etwas Besseres anthun könnte? —

Durch den Waldweg heraus trat jetzt gebückten Ganges ein Mann, der ein wehrindiges Stück Birkenholz auf der Achsel trug. Den Hut hatte er in der Hand, so daß man sein kurzgeschchnittenes fuchsrothes Haar sah, der blonde Vollbart ging weit ins Gesicht hinein, war aber kurz gestutzt; mit den wassergrauen Augenlein guckte er klug und gemächlich in die Welt. Als er das Feuer sah, warf er das Holz zu Boden,

trat heran und sagte: „Mit Verlaub schon, daß ich mir ein Pfeifel anzünde.“

„Du bist der Bichelmeier?“ fragte der Holzknecht. „Was willst denn mit dem Birkenkloß?“

„Das wird ein Schlitten, man muß schon wieder für den Winter herrichten. — Ist das dein?“ Der Bichelmeier deutete mit der Pfeifenspiße auf den schlafenden Knaben, den er erst jetzt erblickte. „Gerathen hats, daß ich ihm das Trum nicht auf den Kopf wirf!“

„Hätt' dich desweg nicht verklagt“, antwortete der Friedel mit zuckenden Lippen, „hätt' dich nicht verklagt. So eine Kreatur ist überflüssig auf der Welt.“

Der Bauer blickte ihn unsicher an: „Das ist kein G'pach, was du da sagst.“

„Soll auch keiner sein. Lauf' ich jetzt zwei Tag lang um und such einen Kostort für das Kind. All umsonst. Jetzt bin ich schon ganz wild und weiß nicht, was geschehen kann. Teufelsgefraz herum auf der Welt!“ knirschte er, indem er den Feuerbrand, der zum Pfeifenanzünden gut gewesen war, ins Feuer schleuderte, daß die Funken stoben.

Dem Bichelmeier kam diese Sprache etwas unheimlich vor.

„Bist nit gescheit“, sagte er und betrachtete sich das arme Wesen mit dem blassen Gesichtlein, über das die Mücken hin und her schwirrten. „Wenn's dir Ernst ist — ehvor du was Unrecht's anstellst, ehvor gibst mir . . .“

Schon mit dem nächsten Worte suchte er die vorlaute Rede zurückzunehmen, aber der Friedel klammerte sich daran, er bat und bat den Bauer, sich des Knaben anzunehmen.

„Kannst mit ihm machen was du willst“, rief er, „ich frage nimmer darnach.“

„Laß mir doch Zeit, daß ich's bedenk“, sagte der Bichelmeier.

„Gut Sach' bedenken heißt den Teufel um Rath fragen.“

„Brauch keinen Rath, bin mir schon selber genug. Gesund ist der Knirps?“

„Wie der Fisch im Wasser, so lang er nicht verhungert.“

Nach einigem Bedenken sagte der Bichelmeier:

„Es ist Alles zu brauchen, so wird ein Menschenkind auch zu brauchen sein. In Gottesnamen, ich nehm den Buben.“

Auf die Dankensworte des Holzknechts hörte er weiter nicht. „Ich will ihn gleich selber heimtragen, den kleinen Kerl“, sagte er und hob das Kind vom Boden auf. So und du nimmst den Birkenkloß und tragst mir ihn nach.“

Mit Freuden that es der Friedel, merkte aber bald, der Kloß war bei Weitem schwerer, als es das Kind gewesen. —

Beim Bichelmeier im Hof gaben sie dem Holzknecht was zu essen und er wurde eingeladen, die Nacht über dort — das leztmal mit seinem Knaben — zu schlafen. Der Friedel aber machte sich davon, denn er fürchtete, in der Nacht könne sich der Bauer eines Andern besinnen und den Knaben wieder zurückweisen.

Der Bichelmeier hatte nun noch mit seinem Weibe den Strauß auszufechten. Auf das war er wohl vorgesehen, denn was er that, jahraus, jahrein, von seiner Genossin ward es zum mindesten einmal erkledlich widersprochen. So fragte sie ihn jetzt, als er ihr den fremden Knaben nach Hause gebracht, was er glanze? Ob sie an ihren eigenen drei Rangen nicht schon genug hätten? Ob er vor Gott im Himmel Wissenschaft habe, daß nichts mehr folge? — Sagt der Bauer: „das muß



man wirtschaftlich nehmen, mein Eheleib, wenn der Jud Kinder kauft, so werde ich wohl eins geschenkt mögen nehmen. Wir züchten auch Kälber auf, weil sie später was nutz sein werden. Nun also. Nur nicht allemal gleich dreinfahren, was du nicht weißt."

Endlich war der Knabe nach langem Schlaf und unruhigem Halbschlummer zu sich selbst gekommen. Er rieb sich mit den kleinen Fäustchen die Augen und blickte erstaunt umher. Er fand sich in einem fremden Haus auf der Bank. Er fragte mit ängstlichem Stimmchen nach dem Vater.

"Ja ja, jetzt ist der dein Vater!" fuhr ihn die Bäuerin an und wies auf den Bauer, der struppig und rauh auf seinem Dreifuß saß und einen Schuh benagelte.

Das Kind starrte halb aufgerichtet eine Weile noch so drein, es konnte die Dinge nicht fassen — endlich hub es sachte zu weinen an.

"Jetzt bist zufrieden, gelt, weil du wieder das Gewinsel haben tanst", versetzte das Weib dem Mann ein Giftiges.

"Irrt mich nicht", antwortete er, "wenn es sich ausgesennt hat, wird's schon still sein." Und hämmerte auf die Schuhsohle los.

Dem armen Gidel ward immer unheimlicher, und schärfer stieg ihm die Ahnung auf, daß an diesem Tage mit ihm etwas Besonderes vorgegangen sei. Sein Weinen wurde immer kläglich. Die Bäuerin setzte ihm murrend eine Schale Milch vor, er ließ sie unberührt. Die Hengen des Hauses kamen herbei, beguckten das fremde Kind wie ein Wunderding, grinsten es an, bespotteten sein Schluchzen und Wimmern, begannen zuletzt an seinem armen Gewändlein zu zausen, bis der Gidel den Arm ausschlug und rief: "Ich mag euch nicht. Den Vater will ich haben."

"Was das für ein Ungezücht ist!" fuhr jetzt die Bäuerin drein, "schlagen thut er! Wart, Bettelbub, das will ich dir frühzeitig vertreiben."

Von der Bank riß sie den Kleinen, stieß ihn wüthend hin und her und ließ ihn liegen auf der Erde unter den gackernden Hühnern. —

So ist Gidels Leben angegangen im neuen Heim. Und so ging es gleichmäßig fort, denn nichts ist beständiger, als ein böses Weib, oder ein eigennütziger Mann.

Seine erste Aufgabe war, die Söhnlein des Hauses zu ergötzen. Er thats getreulich, erfand ihnen kleine Spielzeuge, machte ihnen lustige Bewegungen, Grimassen und allerlei Schwänke vor. Anfangs hatte er die Sachen freilich für sich selber machen wollen, die Spiele aus Steinchen und Baumrinden und Tannenzapfen; aber das wurde ihm allemal weggenommen,

Gidels Weint Hausfreund.

und wenn er sich drum wehren wollte, so kriegte er Prüffe, Biße und allerlei Feindschaftliches an den Leib, und war es noch gut, daß nicht auch die Mutter herbeifam, denn da wußte man im Voraus, wer Unrecht hatte. So fügte sich das Knäblein bald und war zufrieden, wenn es die "Brüder" soweit unterhalten und zerstreuen konnte, daß sie es nicht mißhandelten.

An Nahrung ließ ihn der Bauer nicht Mangel leiden — "daß er stark wird!" Auf das Starkwerden seines jüngsten Knechtes wartete der Bichelmeier wolktern hart; und richtig, als der Gidel fünf Jahre alt war, mochte er zur Brachzeit Ochsen führen, schon im Heumahd futterstreuen und schobertreten, im Schnitt garbentragen; er trieb schon die Kämmer auf die Weide, schleppte den Wasserkrug vom Brunnen hinauf, schleppte auch auf den kleinen Armen ein jüngeres Geschwister umher, bis es ihm mitunter auf den Boden rutschte und er demzufolge auf seine Barfüße die Ruthe bekam.

Das Hausgefind' hatte ihn nicht gerade ungern, weil er gutmütig und nicht trozig war, aber wenn man ihm eine Gunst erzeugen wollte, so mußte es heimlich

geschehen, sonst hätte man Unheil über ihn heraufbeschworen. Hin und wieder gab es wohl auch unter dem Gefinde einen boshaften Knecht, eine wüthige Magd, die sich des schutzlosen Knaben bedienten, um an ihm ihre Teufeleien auszulassen. Der Gidel fand es auch ganz selbstverständlich, daß jede Ungeschicklichkeit, jedes Versehen, jede Falschheit und Rohheit im Hause er zu büßen hatte; er trug seine Hiebe und Stöße und Fußtritte mit Gelassenheit und wenn sie ihm zu weh thaten, so weinte er sich in einem ver-



Rehmt es mir ab, es wird Euch nicht arm essen!

borgenen Winkel aus und war dann wieder lustig und willig für Alles, was man ihm aufbürdete, und wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Als der Gidel größer wurde, fielen ihm Arbeiten zu, die sonst niemand thun wollte, und Bissen, die sonst niemand essen wollte; und wurden im Hause einmal die Betten zu wenig, so hieß es: der Gidel schläft auf der Streu. Der Junge fügte sich ohne Widerrede, es war ihm auch das wieder selbstverständlich, daß er voran kam, wo es Hartes gab und hinten an, wo es lustig herging. Der Bichelmeier hatte ihm ein dickes graues Zwischkleid machen lassen. Das mußte halten Sommer und Winter, und wenn es endlich zerriß, wurde der Junge mit Strafen belegt. Einmal verletzete er sich arg bei der Steinarbeit; sie ließen ihn liegen in der Futterkammer, bis er heil war; einmal wand er sich nach schlechter Mahlzeit in Leibgrimmen, sie ließen ihn, bis es vorbei war. Im Winter erfror er sich Hände und Füße, im Sommer, wenn er auf den Felsen den Schafen nachkommen mußte, zerschlug er sich die Kniee und die Ellbogen. Trotz alldem wurden seine Glieder kräftig, die Farbe seiner Wangen war



frisch, sein schwarzes Auge blickte munter, wenn er bei den Tieren war auf freier Weide. Bei den Hausgenossen hörte er nur auf die Befehle und auf sonst nichts — er war gleichgiltig, fast stumpfsinnig, wußte nichts von Haß und nichts von Liebe.

Sein Vater hielt die dem Bichelmeier gegebene Zusage getreulich, er kümmerte sich nicht um den Jungen, und seit jenem Tage, da ihm der kleine Gidel abgenommen war, hatte man vom Holznicht Friedel nichts mehr gehört.

Der Bichelmeier hatte für seinen jungen Knecht kein Lob und keine Klage; die Bäuerin hatte Tadel, so oft er etwas schlecht machte, und Tadel, so oft er etwas gut machte und noch den härtesten, wenn er gar nichts machte, sondern bisweilen rasten wollte, wie die Anderen. Was man bei anderen müde nennt, hieß bei ihm faul; was sonst Hunger heißt, nannte man bei ihm Gefräßigkeit. Was man bei anderen als Gutmütigkeit lobt, schmähten sie bei ihm als Blödigkeit. Eine Magd war im Hause, die hatte Lob für den Gidel, sie aber hielt es geheim.

„Für dich wäre es wohl auch gut“, sagte diese einmal zum Jungen, „wenn du schon zwanzig Jahre alt wärest.“

„Ich kriegt' auch jetzt schon Eier, wenn ich wollt“, antwortete der Gidel.

„Nicht so, Bub, jetzt hast mich nicht verstanden“, versetzte die Magd, „ich hab' gemeint, daß dich der Kaiser thät nehmen. Beim Soldatenleben wirst es besser haben.“

Indeß schien es, daß das viele Tragen von schweren Gegenständen — Säcke von der Mühle, Steine von den Feldern — seinen Körper nicht bis zum Kaisermaß emporwachsen lassen wollte. Er war nicht viel über vier Schuh hoch und doch schon fünfzehn Jahre alt. Jetzt aber fügte es sich, daß er den Sommer über außer Hause kam.

Der Bichelmeier hatte auf der hohen Sill eine Schafweide gepachtet. Da thät er für Juli und August seine hundert und zwanzig Schafe hinauf, und wer wird sie denn bewachen gegen die Wetter, Geier, Diebe und Felsstürze, als der Gidel! Der Gidel geht mit auf die Sill. Auf dem Sonnreit giebt es Almhütten, dahin soll er Abends die Heerde zusammen treiben, dort soll ihm die alte Schwaigerin, die den Rühstand versorgt, das Essen richten und das Nest im Heu. Ist weiter nicht viel Vorbereitung, der Junge rafft ein paar Kleidungsstücke zusammen — denn die Magd hatte ihm gesagt, auf der Alm sei es kühl — und treibt die Schafe auf die hohe Sill.

Er weiß selber nicht, wie ihm ist, so auf einmal in der Freiheit! In der Nacht fehlen ihm die warmen Decken, das macht nichts, er gräbt sich um so tiefer ins Heu. In Wetterstürmen auf der Höhe fehlt ihm Obdach, das macht nichts, er verkriecht sich in die Spalten der Felsen. Tagsüber fehlt ihm die Nahrung, das

macht nichts, er steigt hinab in die tiefen Hänge, wo Beeren wachsen, oder er melkt gar ein Mutterschaf aus und lebt so wie ein Königssohn — heißt das, wie ein verwunschener.

Allerlei Spielzeug hat er. Aus den Steinen baut er Haus und Hof, in dem er der Bauer ist, Knechte und Mägde hat — dazu lassen sich die Zapflein der Legfehre brauchen — auch einen Zuchtbuben (angenommenes Kind), dem er scharf zu Leibe geht, wie es ihm selber geschieht. Seine eigenen Söhne schnitt er sich aus Zirnholz und stellt sie zwischen die Steine des Hofes. Wenn hernach der Widder kommt und mit seinen geringelten Hörnern die ganze Wirtschaft über Hausen stößt, läßt er sich mit diesem behörnten wolligen Schicksal in Händel ein, ringt mit ihm, setzt sich auf den Widder und reitet dahin über die hohen Heiden.

Der Sommer streicht dahin, dem Bichelmeier reift die Ernte, er denkt ans Heu, ans Korn, an die Kinder, an die Schafe auf der Alm. Vom Gidel ist keine Rede. Man schaut bisweilen auf die Zinnen der hohen Sill, die fern hinter anderen Bergen herüberblauen; man sieht von dort her die wilden Wetter fahren. Und wenn nach langen Regentagen über den senkrechten Wänden auf den Hochmatten junger Schnee liegt, so heißt es: die armen Schafe auf der Alm!

Etliche Lämmer sind zurückgehalten worden im Hof herunter, daß sich damit die Kinder ergötzen mögen. Ja so, des Bauers Söhne, wie gehts ihnen? Dank der Nachfrag', denen fehlt nichts. Alle drei sind hoch aufgeschossen, aber nicht eben gut bei Gesichtsfarbe. Ein wenig schwächlich sind sie, aber sonst gesund. Thut man sie halt ein bißel schonen, daß sie des Morgens nicht zu früh aus dem Bett müßen, und nicht zu angestrengt arbeiten, und daß sie warmes Gewand haben und nicht zu schlecht genährt werden — ein Klebel Butter



Ist das dein? fragte der Bichelmeier.

unter Mahlzeiten, manchmal ein Stückel Fleisch, ein Erdöpfel Kaffee — Gott, so junge Leute im Wachsen! So viel in Uebermuth sind sie; laufen, ringen, hupfen, daß man sich fort ängstigen muß, sie verstauchen sich was. Auf den Zäunen klettern sie auch so viel herum — Hosen zerreißen ist das Wenigste, aber wie bald haben sie einen Schurf in der Haut, einen Splitter im Fleisch! Man kann schier nicht genug Acht geben auf die Bübeln.

Im August ist's, da läßt eines Tages die alte Schwaigerin dem Bichelmeier sagen, es solle wer auf die Alm kommen, sie wisse sich nicht zu helfen. Seit zwei Tagen käme der Gidel mit den Schafen nicht heim und sie könne sich nicht denken, was das bedeute!

„Mutter Gottes!“ schreit der Bauer erschrocken auf, „es wird doch den Schäflein nichts widerfahren sein! Und daß es der Halterbub nicht etwa verschweigt und davon gelaufen ist!“

Stilts rief er den alten Knecht und sie stiegen von einem Berg zum andern empor auf das Sonnreit.



Dort erzählte die Schwaigerin, sie sei schon unzählige mal über die Almen aus- und eingegangen, hab in die Wände hinaufgeschaut, habe in die Klare hinabgerufen und habe weder Schaf noch Hirten gesehen. Hernach habe sie sich zu der lieben Mutter Gottes verlobt, auf die Meinung, daß die Heerde wieder sollt' heim kommen; dann hab' sie ein Antonikraut verbrannt, daß der Rauch in die Lüfte gestiegen sei und die bösen Geister verjagt haben müsse, wenn wirklich welche über das liebe Vieh gekommen wären. Allmittenander sei es nichts gewesen. Endlich habe sie einen Fremden gefragt, der von der hohen Sill herabgestiegen, ob er nicht irgendwo eine Heerde von Schafen gesehen. Gesehen nicht, hätt' der ausgesagt, aber als er in den Felsen durch die sieben Hörner herabgestiegen, da sei es gewesen, als hätte er irgendum so ein Blöden gehört, er hätte es für den Schrei einer Semse gehalten, es könne ihn aber auch getäuscht haben.

„Was nützt das Schwäzen!“ rief der Bichelmeier, „hinauf müssen wir!“

Und die beiden Männer stiegen alman und durch die hohen Steinkare und Geröllfelder empor in die wilden Felsen, wegen ihrer sieben zackigen Hochschroffen genannt: die sieben Hörner.

Es ist ein grauenhaftes Gebirge, wer's kennt, dieses Hochgestein der Sill. Wände, die von der Ferne fast glatt, nur leicht berinset zu sehen sind, thun sich — wenn man an sie kommt — in Klüften und Schluchten auseinander, ganze Felsenthäler schließen sich auf da oben; und wilde Kessel, von denen man nicht mehr hinausschauen kann in die lieblichen Waldgegenden, wo man nichts mehr vor sich hat, als zerrissene Wände, Schutthalben u. Felsblöcke; von den Stürmen dürrgelecktes Gestein überall, in den Untiefen versteinertes Eis, und nirgends ein Halm, nirgends ein grünes Blatt.

Wenn hernach der Widder kommt, läßt sich Siddel auf Händel ein, seht sich auf den Widder und reitet dahin über die hohen Heiden. Dem Bichelmeier wurde angst und bang, er war noch niemals da heroben gewesen. „Daß es so aussieht dahier, das habe ich nicht gewußt.“ So war seine Rede, als sie sich mit blutenden Füßen und Händen endlich über die Klare und Kessel emporgearbeitet hatten auf eine der Zinnen. Von dieser Rinne aus bot sich ihnen ein neues Bild, vor dem sie fast noch mehr erschrecken. Ein weites Feld von weißem Licht schlug ihnen in die Augen. Von der höchsten Spitze des Gebirges, aus welcher ein scharfer, eiskalter Wind herab strich, ging ein riesiges Schneefeld steil wie ein Dach nieder ins Gestein, das hier, so weit das Auge reichte, Berg und Thal bildete, ein Hochland ohne Baum und Strauch, von dem man unten keine Ahnung haben konnte. In einer Niederung zwischen etlichen abenteuerlichen Formen aufragender Felsmassen lag es, wie eine blaßgrüne Wiese. Der Knecht behauptete, er sehe auf derselben weiße Punkte, und der Bauer behauptete, die weißen Punkte wären Schafe.

Als sie jedoch nach einer Stunde beschwerlichen und gefährlichen Kletterns, bei welchem der Schwindel dem Bichelmeier mehrmals den Kopf verdrehen wollte,

hinabkamen in das Felsenthal, war das Wieslein ein weites unebenes Kar und die weißen Schafe darauf, die hatten sich in gewaltige Felsblöcke verwandelt, so von den Hängen niedergebroschen waren.

„Ob wir den Weg wieder zurückfinden werden?“ gab der Knecht zu bedenken.

„Mir zittern die Beine“, sagte der Bauer, „rasten will ich.“ Und sank auf ein Felsstück.

„Es ist die Nacht nicht mehr weit“, bemerkte der Knecht. „Wenn die Nebel einfallen!“

„Meinetwegen, ich kann nicht mehr weiter.“ Sie verzehrten ihren kleinen Vorrath an Brot und aßen harten Schnee dazu.

Als der Knecht nur mehr ein Kindlein von Brot in der Hand hatte, zögerte er, es in den Mund zu thun. „Den letzten Bissen“, sagte er, „den soll man nie verzehren auf hohen Bergen. Wir wissen nicht, Bauer, was uns noch bevorsteht.“

Als sie ihrer Bekommenheit derart Lust machten, that der Bichelmeier plötzlich einen heiseren Schrei und sprang von seinem Sitze empor. Dort drüben zwischen

Steinen schaute der graue Kopf eines Schafes hervor. Allsogleich that er den Vordruck, da trat das Thier heraus, es kam ein zweites, ein drittes zum Vorschein, graue, weiße, schwarze, und sie kamen zu vielen und vielen dort aus einer Tiefe herauf, und sie liefen blöckend herbei und versammelten sich um die beiden Menschen, und beleckten ihre Hände, ihre Kleider, einige sprangen ihnen mit den Vorderfüßen an die Brust und schnupperten und blöckten unaufhörlich.

„Gottlob, Gottlob, daß die Schäflein wieder da sind! Schon die meisten wieder.“ So rief der Bauer und streichelte die Thiere und drückte eins ums andere an seine Brust.

„Wo denn der Bub ist,“ murmelte der Knecht u. drehte seinen Hals hin und her.

„Wer?“ fragte der Bauer.

„Der Halterbub! Der Sidel ist nicht da.“

Schaute der Bauer verwundert auf und sagte kleinlaut: „Ist er nicht da?“

Nun gingen sie langsam gegen die Stelle hin, wo die Schafe aus der Tiefe waren heraufgekommen, dort standen noch ein paar und schauten mit hochgehobenen Köpfen in den Abgrund.

Auf dem schieferigen Boden lag ein Hirtenstock, der war arg zernagt und an der Handhabe das Reimchen, wie solche an derlei Stöcken durch ein Loch gebunden zu sein pflegen, über und über zerbissen.

„Der Steden ist da, muß der Bub nicht weit sein“, meinte der Bauer, er rief aber nicht nach ihm, schalt auch nicht, sondern schaute mit ängstlichem Blicke hin und her.

Der Knecht war am Rande des Hanges dahingegangen, nach allen Seiten ausspähend, immer von mehreren Schafen begleitet, die ihn anschnupperten, als hätten sie ihm was zu sagen. Als der Knecht drüben mit ausgespreiteten Beinen auf einem Vorsprung stand,



Wenn hernach der Widder kommt, läßt sich Siddel auf Händel ein, seht sich auf den Widder und reitet dahin über die hohen Heiden.



legte er den einen Arm über den Kopf, daß der Wind ihm den Hut nicht davontragen konnte, mit dem andern winkte er dem Bauer, er möge zu ihm hinüberkommen. Der Bichelmeier ging schwankend über das Grat und als er zum Knecht kam, deutete dieser in den Abgrund und sagte leise: „da unten liegt er.“

Tief unten im Gewände war eine Menschenhand. Sie ragte über einen Vorsprung hinaus. Als sich die Männer oben weiter vorkamen, der Knecht mit Mut, der Bauer mit Zagen, daß er nicht etwa auch selber stürze, sahen sie den ganzen Körper. Mit den Füßen in eine Kluft geklemmt, hing der zerschlagene Leib kopfabwärts am Geseffe.

Der Bauer trat eilig zurück. Eine Weile stand er da und wußte nicht, was jetzt machen. Endlich sagte er zum Knecht: „Gelt, Hans, du bist so gut und sorgst, daß er hinabkommt auf den Friedhof.“

„Wie soll man ihn denn da herauftriegen?“ fragte der Knecht, „da braucht man Stride und Stangen.“

Der Bichelmeier war schon mitten unter seinen Schafen, die jetzt, da sie andere Menschenwesen hatten, den von ihnen seit 3 Tagen bewachten Unglücksplatz verlassen konnten. Sie waren es, die den Männern nun den Weg zeigten aus dem Gestein, an den Wänden und Schuttfeldern hin wieder zu den grünen Almen. Spät in der Nacht und tief erschöpft kamen sie an in den Hütten der Sonnreith. Dort waren mehrere Deute aus dem Thal, teils heraufgekommen, um die vermisste Schafherde suchen zu helfen, teils um bei ihren eigenen Heerden Nachschau zu halten. Denen klagte der betäubte Bichelmeier sein Unglück: da habe er den Jungen so weit aufgeagt, daß er endlich zur Arbeit brauchbar worden wäre, jetzt stürzt er ab in den Wänden! —

Etliche gaben ihm ihr Beileid kund, andere schwiegen und dachten bei sich: Bauer, du bist doch ein grundsüchlechter Kerl!

Hierauf muthmaßten sie, wie so der Junge konnte verunglückt sein und die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, er habe in den Hängen einen Abstieg in den Zirmgraben gesucht, wo er Beeren oder eine Quelle vermutete, dabei sei er dann gestürzt. Wenn die Schafe nicht an Ort und Stelle geblieben wären, man hätte den Verunglückten bis zum jüngsten Tage nicht gefunden. Die unvernünftigen Thiere seien halt doch wahrlich oft braver und getreuer, als die Menschen. . .

Einen Tag später war's, als der Mann, der diese Geschichte aufgeschrieben hat, auf der Bank vor dem Wirthshause in der Niederstall sah. Er blickte hinauf in das hohe, finsterblaue Gewände. Ueber die höchsten Grate hingen die Nebel herab. Da kam des Wegs ein

alter, weißbartiger Bergler gebückt und schnaufend, denn er trug auf dem Rücken einen Korb, wie man sie auf den Almen zum Futtertragen hat. Er lud diesen Korb auf einem Pferdetrog ab, setzte sich neben hin, wuschte sich mit der flachen Hand den Schweiß vom Gesicht und verlangte ein Glas Bier.

„Woran er so schwer trage?“ fragte ich den Alten. Er deutete mit der Hand gegen den Korb, ich möge nachsehen. — Im Korb lag zusammengekauert der todte Knabe. Hände und Füße hatten sich nach Belieben und Raum legen lassen, so sehr waren alle Knochen zermalmt. Der Kopf war von Krusten mit Blut überzogen, der Mund war verstopft mit einem Grasballen. Ich habe mich schauernd abgewendet. Der Alte hat nach kleiner Labe die Last wieder auf sich genommen und sie hinausgetragen durch das stundenlange Engthal gegen den Kirchhof des Ortes.

### Die Nachtglock.

„No Bummerich, wie war dann sellemol die G'schicht mit dere Nachtglock?“ „Loßt mer mei Ruh', — ich dhät mei Bett n'eimache in die Nachtglock. Sunnertmal langt nit, daß ich se verzehle hab müsse. Alles muß emol e End nemme.“

„No, no, werr nor nit so schnorrig, alder Schpezel. Do hoche zwee, die die Nachtglockeg'schicht no nit g'hört harwe — also mach ke Schparglemente, r'aus damit!“

„Wenn de so e Bläfir dran hoscht, verzähl' Du se — De weescht se besser wie ich, dann Du machsch noch allerhand Brimbosium derzu.“

No wann's sein muß im Gott'sname.“ Dieses Zwiegespräch wurde am Stammtisch im rothen Löwen zwischen dem alten

Provisor Bummerich und seinem Freunde und Kneipbruder dem Registrator Hoppensack geführt und das Resultat war, daß Hoppensack begann:

„Es is schunn e Jorer fußzehe her, daß unser alter Schpezel emol e merkwürdig Abendeier erlebt hot. Er war sellemol wie jez Provvisor in der Schraufapotheke, ledderner Jungg'sell, Stammgast im Löwe, Kimmelschpalter unn Dippelcheskrämer — sunsch war er een ordlicher respektabler Mensch, unn wann er aach noch so arg gebrummt hot, unschuldig wie e Brummelmuch — g'schtoche hot er nie. Do hoche mer emol



Der Stecken ist da, muß der Bube nicht weit sein.



grad wie heit am runde Disch un redde vun allerderhand und annere wichtige Sache, do kummt die Reb uff die faule Dokter, die Nachts nit raus wolle, wammerse braucht, do wär erscht eme Mann sei Kind g'storwe ohne Kunschtülf. Mei Bummerich war der ganz Feier und Flamme.

„Senke sollt mer se, die Schloofhaube, die nix kenne als Rezepter schreibe, die keen Mensch lese kann und in de Abbodeke de Belznickel mache — uffenke sag ich, am nächste beschte Bellebaam“.

„Ja, segt eener, do hoscht Recht Bummerich, awwer weescht, die Bäredrecknotscher sinn keen Haar besser, do will aach keener aus sein warme Nescht, wanns Nachts klingelt.“ „Sell is awwer annerscht „fahrt do mei Bummerich uf“ wann ich de Schpieß hab un's schellt, fahr ich mit gleiche Fieß aus dem Bett und bin uf de erschte Glockezug unne“. „Obder awwer a nit — sell kam uf e Prob an“.

„Was,“ schreit der Bummerich was du glaabsch's nit? Do solle der doch gleich 99 Cantharidiplaschter hinner bei Schlappohre fahre — do versecteh ich keen Schpaf — 99 Plaschter sag' ich.“

No des war em Bummerich sei höchster Schwur mit dene 99 schpanische Muckeplaschter, do hot mer nix mehr sage derse, sunscht is er grob worre. Ergo war Alles meißelstill am Disch, dann bes mache hot mer'n nit wolle.

Nun, es gehe der meintwege e Paar Monat 'rum, der Winter is kumme un 's wüschet Wetter. Do liegt emol innere Nacht, mer het kenn Hund n'auschide möge, so hot's g'schternmt, gegoweddelt und geregnet unnerenanner, mei Bummerich in sein warme Bett und hot g'schnarcht, wie a aldi Baxhumbel. Uf emol schellt's ferchterlich an der Nachtglock. Mei Bummerich mit gleiche Fieß aus em Bett, dann er hot de Schpieß g'hatt und nix wie nunder in die Abbedek. Vorher hot er awwer noch uf die Uhr geguckt — es war grad halwer zwee.

Wie er nunder kummt un reißt die Ladedier uf, schieht en Dienstmann draus.

„Was wolle Se?“

„Ich möcht' vor sechs Kreitzer Raachkerzelcher.“

„Raachkerzelcher — um halber zwee! Ich glaab Sie sinn meschucke!“

„Ach Gott, f's vor e Krankes, wo grad die Geruchlose de Zimme steche.“

Mei Bummerich brummt was in de Bart, was ungefähr wie „Dumpeviech“ gelaut hot, giebt dem Rothkäppler vor 6 Kreitzer Raachkerzelcher un hupst, was gischte, was hoschte, wieder in's warme Bett.

Noch 3 Tag hot der Bummerich widder de Schpieß, un wie er ins Nescht is, hot er noch gedenkt, no hoffentlich kummt heit Nacht keen so e Raachkerzelcher-Kameel wie neilich.

Widder schloft er den Schloof der Gerechte, un richtig widder um halwer zwee schellt's meinidig an der Nachtglock. Wann nor e Gewitter das ewige Gebimbel verschlage deht, schennt der ald Abbedekersknecht un schlorst widder nunder. Er reißt die Dier uff un wer schieht do — der nennlich Rotkoppig Dienstmann vun neilich.

„E Gewitter soll awwer do drein schlage — hot euch der Deiwel schunn widder do? Wollt er vielleicht widder Raachkerzelcher?“

„Nee diesmol nit. Awwer was annerscht möcht ich. Unner dene die ich s'lescht mol g'holt hab, ware zwee, wo die Köppelcher ledirt und eens hot norr zwee Fieß g'hat statter drei — vor die möcht ich annere.“

Jekund war's awwer aus. Fuchsdeiweilswild brüllt der Provisor: „Jek nix als blöde g'schiff — Du miserabler Tropp, wann de nit de Schtöffel vumm große Mörschel uff Dein Simpelherrnkaschte hamwe willsch.“

Uff die lieuenswürdig Anred is mei Rothkäppler g'hulcht wie e Hammelsdieb. Ginnerm nächste Eckhaus is e höhnisch Gelächter uf g'schlage worre.

„Miserabler Tropp,“ kreischt doberdruf hinner Bummerich noch emol. Awwer der Schawernack. . .

„War vumm Hoppesack,“ segt do der Bummerich, der bis dohin meißelstill zug'hört hot:

„Der Schawernack

„War vum Hoppesack,

„Dem miserable Tropp

„Dem Blottkopp!“

Er segt's un reißt em Regischtrator die Barrück vumm Kopp, daß sich die Lichter — in der polierte Kegelfugel g'spiegelt hamwe. Des ist der Raachkerzelliebhaber — er hot's nöthig, daß er emol in en bessere Geruch kummt — die alt Birowan, die ald!

### Sprecht deutsch!

In dem großen Rathe eines „mostindischen“ Städtleins wollten, da die Tagesordnung erschöpft war und sich alle nach dem heimischen Suppentopfe sehnten, die Mitglieder gerade auseinander gehen, als sich der Fürsprech Büchli, ein studirter Mann des Fortschritts, der die Welt gesehen, erhob und also begann:

„Herr Präsident, verehrte Herren Rätthe, ich bitte noch um einen Augenblick, ich habe noch einen



Antrag zu stellen, der zwar nicht auf der Tagesordnung steht, aber unbestreitbar von Wichtigkeit ist. Wie Ihnen allen wohlbekannt und wie sich heute wieder deutlich gezeigt, ist die Akustik unseres Sitzungssaales eine durchaus mangelhafte — es resonirt nicht gehörig und manche Rede wird dadurch undeutlich und unverständlich. Ich stelle den Antrag, eine Commission zu ernennen, welche die Mittel und Wege erforsche, diesem Uebelstand abzuheben, so daß es besser resonire und die nöthige Deutlichkeit erzielt werde“.

Raum hatte er geendet, so schnellte der konservative Bäckermeister Dechsl von seinem Sitz:

„Herr Präsident — i bitt ums Wort“.

Der Präsident nickte gewährend.

„Mine Harre — us voller Ueberzügig bin i gege de Atrag. Das isch Jurischtezüg — das fehlet no. No meh räsonnir, wo jeh scho über Gott un die Welt em Döfel en Ohr abeg'schwägt un räsonnirt wird. Verbiere soll mer das Räsonnir und em nit no ushelfe, suscht goht's bachab mit us, die Sozialdemokrate hummet obenuf un de anschtändige Lüt gohts ebbe an d'Gurgel. Denket a Bib und Ghinde, ihr Manne un loßt üch das nit biere!“

Da lächelte der würdige Präsident und sprach:

„Nachdem ich gehört, was der verehrte Vordner gesagt, bin ich vollkommen mit dem Antrag des Herrn Büchli einverstanden, denn ein besserer Beweis für den Mangel an Resonanz konnte wohl nicht erbracht werden. Was an dem Plaze des Herrn Fürsprech Büchli gesprochen worden, wurde offenbar an dem Plaze des Herrn Dechsl nicht verstanden!“

### Die schöne Aussicht.

Von Barad.



„Kommt man keuchend unter Schwitzen  
Auf die Höch', thut 's wohl zu sitzen“:  
So denkt Tischlermeister Frank  
Und sitzt nieder auf die Bank.



Plötzlich naht ein Herr mit großen  
Cotelets und karrierten Hosen,  
Sragt mit unbedecktem Haupt:  
„Lieber Herr, ist es erlaubt?“



Frank macht Platz. — Mit Kennermiene  
Nach der nahen Burgruine  
Durch sein Glas sieht jetzt der Herr.  
„Ei“ — denkt Frank — „was thut denn der?“



Da nach etwa zwei Minuten  
Freundlich fragt der Herr den Guten:  
„Wünschen Sie durch's Glas zu seh'n?“  
Frank spricht drauf: „Ich danke schön!“





Doch die Burg in 's Glas zu bringen  
Will dem Tischler nicht gelingen.  
Da steht ihm der Fremde bei,  
Daß sein Müß'n umsonst nicht sei.



Hiebei schiebt er schlau am Ende  
Ihm auf's Aug' den Hut behende  
Und — bestiehlt den armen Mann,  
Der es ja nicht sehen kann.



Dann als Frank's Bemüh'n war eitel  
Und der Fremde hat den Beutel,  
Sagt der Lezt're steif Adje  
Und steigt nieder von der Höß'.



Doch wer malt des Tischlers Schrecken  
Als er später muß' entdecken,  
Was geschah?! — „Nie,“ sagte er,  
Schau ich durch ein Fernglas mehr!“

### Der Herr Apothekenvisitor!

Der Herr Physikus Dr. Kübele war Apothekenvisitor und zwar ein recht strenger und gefürchteter. War ein Glas oder eine Büchse nicht nachgefüllt, die Kamillen zu alt oder wollte gar das Giftbuch nicht recht stimmen, da gab's ein gewaltiges Donnerwetter. Sonst war er jedoch ein fideler alter Bursche, der gerne Spuizen mit den Leuten trieb, aber die gute Eigenschaft hatte, nicht leicht etwas übel zu nehmen, — eine Eigenschaft, die leider nicht alle Spuizenmacher an sich haben.

Eines Tags hatte er den Provisor in der Apotheke in Waldstetten wegen irgend einer Kleinigkeit gehörig abgeschnauzt und wollte nun gerade eine Büchse herablangen, die etwas hoch auf dem Gestelle stand. Der kleine Doktor streckte sich so gut es ging auf den Zehen — er konnte die verdammte Büchse nicht erreichen. Da drehte er sich zornig herum und sagte giftig zu dem hinter ihm stehenden Provisor:

„Nun — haben sie keine Augen? Geben sie mir doch einen Tritt!“

Der Provisor sagte, scheinbar verwundert, indem er den Fuß zum Treten bereit, emporhob:

„Soll ich wirklich, Herr Kreisphysikus?“  
Der alte Doktor sah den trittbereiten Apotheker erst verwundert an, dann aber rief er lachend:

„Der Kerl wärs, hol mich d. T., im Stande, dem hochverehrten Visitor mit Wollust einen gehörigen Tritt zu versetzen!“ —



## Der deutsche Herkules.

Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. *Quaest.*

Es war im Jahre 1562, als Maximilian, der Sohn des deutschen Kaisers Ferdinand I., anlässlich seiner zu Frankfurt a. M. statt habenden Krönung zum römischen König beschloß, seiner Reiselust die Zügel schießen zu lassen und — wie er schon einmal im Jahre 1556 gethan — eine große Reise durch die Länder zu machen, die er berufen war, dereinst als Kaiser zu regieren. Der erst fünf und dreißig Jahre zählende Fürst machte deshalb die Reise nach Frankfurt durch Baiern und Württemberg, die Rückreise aber über die hervorragendsten am Rheine gelegenen Städte, insbesondere Mainz, Worms, Speier und Straßburg und von hier über Freiburg im Breisgau nach Konstanz und die anderen Bodenseestädte und endlich durch Borsarlberg und Tyrol nach Innsbruck, wo er nach den vielen Mühen und Strapazen längere Zeit zu rasten gedachte.

Maximilian hatte die Reise in Begleitung seiner Gemahlin Maria, Kaiser Karls V. Tochter, angetreten und führte seinen gesammten Hofstaat mit sich. Welcher Aufwand aber hiezu nöthig war, und wie die Könige der damaligen Zeit überhaupt zu reisen pflegten, ist am besten daraus ersichtlich, daß Maximilians Reisezug aus 150 Staatskarossen, ebensoviele „Gutschen“ und 1200 Packwagen mit ungefähr 3000 Besspannungs- und Reitpferden bestand.

Unter den Begleitern des Königs befand sich auch dessen Freund u. Liebling, Andr. Bernhard, Reichsfreiherr Rauber von Plantenstein und Karlstetten, seiner Riesenkraft wegen „der deutsche Herkules“ genannt, eine der interessantesten Erscheinungen der damaligen Zeit. Er gehörte einem alten aus Kärnten und Krain stammenden Geschlechte an, welches ehemals das eigenthümliche Vorrecht besaß, bei der Investitur der laientanischen Herzoge auf dem Zollfelde bei Klagenfurt und während des Huldigungs- und Belehnungsaktes ungestraft im Lande rauben und plündern zu dürfen. Dieses seltsamen Privilegiums wegen hatte das Geschlecht den Zunamen „Rauber“ erhalten und es behielt denselben bei, obgleich es schon seit einem Jahrhundert des Rechtes „ungestraft zu rauben“ wieder verlustig geworden war.

Andreas war ein auffallend schöner Mann von etwa 30 Jahren, von großer, zwar schlanker, doch außerordentlich muskulöser Gestalt. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und wohlgebildet, — wenigstens was von ihnen sichtbar war, denn er trug sein ungewöhnlich dichtes glänzendschwarzes Haupthaar nach spanischer Sitte zwar kurz verschnitten, aber den gleichfarbigen mächtigen Bart, der Mund, Wangen und Kinn bedeckte, den niemals ein Scheermesser berührt: er wallte üppig über die breite Brust und reichte, von hierab, in zwei breite Zöpfe geflochten, bis auf die Erde und von da zurück bis zum Gürtel, in welchem die beiden Spitzen geborgen wurden.

Ueber Rauber's außerordentliche Körperstärke wurden die wunderbarsten Dinge berichtet. Er zerbrach Hufeisen, als ob sie von Holz wären, zerhieb mit einem einzigen Schwertstreich fingerdicke Eisenstangen, schleuderte zentnerschwere Steine zwanzig Schritte weit und trug einmal sein eigenes Pferd auf den Schultern eine Stiege hinauf und wieder hinab. Diese letztgenannte That, die Rauber in Folge einer Wette vollbrachte, machte ihn zum Freund und Liebling Maximilians, der ihm persönlich den oben erwähnten Zunamen „deutscher Herkules“ gab, welcher bald von allen, die Rauber kannten, adoptirt wurde und sich auf die Nachwelt vererbte.

Dem neuerwählten römischen König wurden überall, wo er auf seiner Reise einsprach, die größten

Ehren erwiesen und bei seinem Einzug in die Städte stand jeweils die Bevölkerung des ganzen Gaues auf den Straßen, um den Sohn ihres kaiserlichen Herrn, den künftigen deutschen Kaiser, mit jubelnden Zurufen zu begrüßen. Allen Städten zuvor aber that es in dieser Beziehung Innsbruck, die Hauptstadt Tyrols, welches ja zu allen Zeiten seine Liebe und Anhänglichkeit an sein angestammtes Herrscherhaus in hervorragender Weise bethätigte. Triumphbögen und Ehrenpforten waren erbaut und an der Innbrücke erwarteten hundert „festlich gekleidete“ Jungfrauen den König, um ihn mit einer lateinischen Ansprache zu begrüßen, — welche spezielle Ehre der schönsten von allen übertragen war —, und sodann, ihm voranschreitend und Blumen auf seinen Weg streuend, ihn zu der kaiserlichen „Burg“ zu geleiten.

Maximilian war nie zuvor in Innsbruck gewesen, obwohl gerade diese Stadt seit Jahren das Ziel seiner heißesten Sehnsucht gewesen, denn in ihr lebte und starb das Wesen, das er in seinen Jugendjahren mit allem Feuer einer ersten Liebe innig und treu geliebt hatte, das man aus seinen Armen gerissen und auf Befehl seines Vaters einem ungeliebten Gatten, dem Grafen von Campobasso, vermählt hatte. Mit Verzweiflung im Herzen hatte sich die Unglückliche damals in ihr hartes Schicksal gefügt, doch nicht lange mehr hatte sie ihr freudenloses Dasein zu tragen: sie starb sieben Monate später, nachdem sie einem Kinde, einem Mädchen, verfrüht das Leben gegeben hatte. Max hatte Kunde von dem jähen Ende der Heißgeliebten erhalten und trauerte um sie, als ob sie ihm gestorben wäre. Seit her waren 17 Jahre verstrichen; Max hatte inzwischen, dem Willen seines Vaters gehorham, der spanischen Maria seine Hand gereicht, war ein rusterhafter Gatte und Vater geworden, aber geliebt hatte er die aufgedrungene Gattin niemals.

In diese wehmüthigen Erinnerungen versunken war der König dem Weichbild der Stadt nahe gekommen und stieg endlich mit den Herren seines Gefolges zu Pferde, um Allen sichtbar seinen Einzug in die gute Stadt zu halten, während die Königin, die sich von der Reise allzu ermüdet und etwas unwohl fühlte, im Wagen verblieb. Glockengeläute und brausende Jubelrufe der zahllosen Menge begrüßten Maximilian schon bei der ersten Ehrenpforte am linken Innufer und mehr und mehr erheiterte sich unter den Beweisen der ihm entgegengebrachten Liebe und Verehrung sein Antlitz. Als er aber zur Brücke gelangte und aus den Reihen der hier harrenden Jungfrauen die dazu beauftragte „Schönste“ hervortrat, um ihre Ansprache zu halten, da zuckte der König auf seinem Pferde zusammen, denn die er erblickte, war — Helene, seine geliebte, nievergessene Helene. Dies waren ihre schönen edlen Züge, ihr sanftes Auge, ihr seideweiches Haar, sie war jene Tochter Helenens, deren Geburt die Mutter mit dem eigenen Leben bezahlt hatte, — sie mußte es sein.

Tief ergriffen, ganz in das Anschauen der geliebten Züge verloren, hörte Max die Worte kaum, die das junge Mädchen zu ihm sprach. „Helene“, flüsterte er endlich, „nicht wahr, du bist Helene, — Helenens, der Gräfin Campobasso Tochter?“

Errothend verbeugte sich das junge Mädchen und entgegnete: „Ja, gnädigster Herr, ich heiße Helene, — wie meine leider längst verstorbene, nie gekannte Mutter!“

Max nickte mit dem Kopfe. „Ich wußt' es ja“, sprach er, „nur Helenens Tochter kann der Mutter Züge tragen: mein Kind, ich habe deine Mutter einst — gekannt!“

Wiederum verbeugte sich das schöne Mädchen. „Ja,



gnädigster Herr", flüfterte es verwirrt, „man sagt, ich lähe meiner Mutter ähnlich!"

„Zum Sprechen, Kind", rief Max lebhaft, „ich sage dir, du bist ganz sie selbst, wie ich sie vor Jahren —"

Er vollendete den begonnenen Satz nicht, denn plötzlich stieß Helene einen Angstschrei aus: das Pferd eines Herrn aus dem Gefolge des Königs, scheuend an einer am Brückengeländer befestigten flatternden Fahne, hatte seinen Reiter abgeworfen und jagte nun in wilden Sprüngen daher, Helene und die andern Mädchen mit seinen Hufen bedrohend. Entsetzt wandten sich alle zur Flucht, da — als das schnaubende Roß nur mehr zwei Sprünge von Helene entfernt war — geschah etwas gänzlich unerwartetes. Der unmittelbar hinter dem König reitende Rauber hatte, die den Mädchen drohende Gefahr erkennend, blitzschnell dem neben ihm haltenden Oberstallmeister Wratisslaw von Fernstein die Zügel seines Pferdes gereicht, war im nächsten Augenblick aus dem Sattel gesprungen und hatte mit gewaltiger Faust die Zügel des vorüberjagenden Rosses gefaßt. Hoch sich aufbäumend, versuchte der feurige Hengst sich zu befreien: da griff ihm Raubers Linke in die Nüstern und mit Riesenkraft riß er das Thier zur Erde nieder, daß es zitternd auf den Knien lag. Die Gefahr war abgewendet, Helene und die Mädchenchaar gerettet.

Maximilian atmete erleichtert auf, als er das drohende unabsehbare Unglück durch die entschlossene That Raubers verhütet sah.

Lächelnd nickte er seinem starken Freunde zu und gab das Zeichen zur Fortsetzung des Marsches. Helene machte einen Versuch, der ihr obliegenden

Pflicht zu genügen und dem Zuge voranschreitend den König durch die Stadt nach seinem Ziele, der Burg, zu geleiten. Aber sie vermochte es nicht: sie fühlte sich vom Schreck wie gelähmt und mußte sich zitternd an's Brückengeländer lehnen. Der König sah es und gab Befehl, ihr ein Pferd vorzuführen. Doch die für die Königin und ihre Damen bestimmt gewesenen Pferde waren wieder zurückgeführt worden und kein mit einem Damensattel versehenes Thier war zur Verfügung in der Nähe. Da warf Rauber rasch entschlossen seinen langen Reitmantel über den Sattel seines eigenen Pferdes und führte dieses der jungen Dame vor. Max erteilte lächelnd seine Zustimmung zu Raubers Vorgehen, indem er zu Helene gewendet sprach: „Noth bricht Eisen, Fräulein, — drum nehmet mit dem vorlieb, was wir Euch für den Augenblick bieten können. Wollet übrigens gestatten, daß Euch der Freiherr Rauber von Plantenstein und Karlstetten geleite, dann werdet Ihr sicher zu Pferde sitzen: ich stehe Euch dafür!"

Da ließ sich Rauber auf ein Knie nieder und Helene stellte erröthend ihren Fuß in seine als Steigbügel dargebotene Hand. Leicht wie eine Feder hob er das liebliche Mädchen auf des Rosses Rücken, ergriff sodann

dessen Zügel und folgte, es führend, den dem Könige voranschreitenden, Blumen streuenden Mädchen. Ohne weiteren Unfall gelangte der Zug zu der Burg, wo Rauber seine schöne Schutzbefohlene eben so leicht wieder zur Erde setzte.

Helene hatte noch keine Gelegenheit, ihrem Führer ein Wort des Dankes zu sagen, nur bisweilen — wenn sie es unbemerkt thun zu können glaubte — hatte unterwegs ihr bewundernder Blick auf dem herrlichen Manne geruht, dessen kühne Entschlossenheit sie und ihre Gespielinnen vor schwerem Unheil bewahrt hatte. Jetzt aber, im Begriff sich von ihm zu verabschieden, fühlte sie sich gedrängt, den Dank, welchen sie im Herzen für ihn fühlte, in einigen Worten gegen ihn auszusprechen. Hocherröthend schlug sie das schöne Auge zu ihm auf und sprach: „Edler Herr, wollet mir gestatten, Euch herzlichst zu danken für die Hilfe, die Ihr mir in meiner großen Noth gebracht: Ihr habt mir durch Eure Unerfahrenheit und die wunderbare Kraft Eures Armes wahrscheinlich das Leben gerettet!"

Da ergriff Rauber Helenens Hand, führte sie ehrerbietig an seine Rippen und erwiderte: „Wenn ich jemals im Leben Ursache hatte, mich der mir verliehenen Stärke zu freuen, so war dies heute der Fall, da ich sie in Eurem Dienste, hochedle Jungfrau, und zu Eurem Nutzen und Frommen verwenden durfte: Gott und die heilige Jungfrau seien dafür gepriesen!"

Und nochmals küßte dergewaltige Mann des lieblichen Mädchens Hand und sein Blick, den er dabei tief in Helenens Augen senkte, sagte ihr, wie ernstgemeint diese Antwort war und —

daß er noch mehr fühlte, als er ausgesprochen hatte. Zitternd, in tödtlicher Verlegenheit, verbeugte sich Helene und eilte unter die Schaar ihrer Gespielinnen, um sich in ihrer Mitte zu verbergen.

Die nächsten vier Wochen, während welchen Maximilian und seine hohe Gemahlin in Innsbruck rasteten, waren für die Stadt eine Zeit fortwährender Festlichkeiten. Festschmäuse wechselten mit Banketten, Tänze und Mummereien mit Feuerwerken, Schiagden und Ringelrennen. Maximilian liebte neben den Freuden der Tafel derartige Spiele am meisten, weshalb der in Innsbruck ansässige Adel in Verbindung mit einigen Herren von Maximilians Hofstaat sich beeilten, den König mit einem „Ringelrennen" zu erfreuen. Es bestand in der Darstellung einer Episode aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken unter Soliman II. im Jahre 1529.

Selbstverständlich war Helene von Campobasso, wie bei allen andern festlichen Aufzügen, so auch bei diesem „Roßballet" die Hauptrolle zugetheilt, denn sie war, abgesehen davon, daß sie einer der ersten in Innsbruck wohnenden Adelsfamilien angehörte u. die unbestritten schönste junge



Demn, die er erblickte, war Helens, die geliebte Helene.



Dame der Stadt war sie auch zugleich eine vortreffliche Reiterin und keine andere Dame vom Adel wußte ihren prächtigen Pelzer mit so viel Anmuth und Geschicklichkeit zu tummeln, wie Helene. Auch der Graf und die Gräfin von Campobasso — denn Helenens Vater war bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine zweite Ehe eingegangen — waren bei dieser Festivität als Mitwirkende betheiliget, denn es wäre nicht wohl anständig gewesen, wenn Helene ohne ihre Eltern die zahlreichen Proben besucht und an der Aufführung theilgenommen hätte.

Ein ständiger Theilnehmer an allen diesen Lustbarkeiten war auch Rauber, denn — Helenens strahlende Augen zogen ihn an, wie der Magnet das Eisen. Wenn es immer angien, sah man ihn an ihrer Seite oder in ihrer Nähe, indem er sie zum Gegenstande seiner ritterlichen Galanterie machte und ihr seine Dienste widmete.

Der für die Aufführung bestimmte Tag nahte endlich heran und da Alles auf's Beste vorbereitet und einkubirt war, so verlief das pomphöse Spiel auf's glänzendste und fand bei dem Königspaare und seinem Hofe die beifälligste Aufnahme. Max ließ den Mitwirkenden seinen königlichen Dank aussprechen und alle für den Abend des gleichen Tages einladen zu einem großartigen, in den Räumen der Burg stattfindenden Bankett, welches der König zugleich als Abschiedsfest zu geben beabsichtigte, denn am zweiten Tage darnach beabsichtigte er die Reise nach Böhmen fortzusetzen.

Rauber war es während des Mahles nicht vergönnt gewesen, an Helenens Seite zu sitzen; sie saß zwischen ihrem Vater und dem Spanier, der sich benahm, als ob dieser Platz ihm von Rechtswegen zukomme kraft wohl begründeter Ansprüche an seine schöne Nachbarin. Rauber mußte es deshalb als ein besonderes Glück ansehen, daß er der Geliebten schräg gegenüber am Tische noch einen Platz gefunden hatte, zu weit zwar von ihr entfernt, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, doch aber wieder nahe genug, um sie wenigstens zu sehen und bisweilen auch von ihr einen Blick erhaschen zu können. Sie schlug zwar jeweils, sobald sie sich von Rauber beobachtet sah, ihr Auge erröthend nieder, aber — nach einiger Zeit sah sie doch wieder zu ihm herüber und dies betrachtete der Liebende als ein günstiges Zeichen für seine Hoffnungen und bestärkte ihn in seinem Vorhaben, ihr noch heute sein ganzes Herz zu eröffnen und sein Glück oder Unglück in ihre Hände zu legen. Ausführen mußte er ja diesen Vorsatz, denn aller Wahrscheinlichkeit nach bot sich ihm heute zum letztenmale die Gelegenheit dar, Helene zu sehen und ohne Zeugen sprechen zu können, denn nach zwei Tagen befand er sich ja mit dem König Max auf dem Wege nach Böhmen und dann war es zu Allem zu spät, dann — war Helene für ihn verloren.

Entschlossen, diese Entscheidung herbeizuführen, trat Rauber daher nach beendetem Mahle zu Helenens Vater und bat ihn ehrerbietig um die Erlaubniß, seine Tochter zum Tanze führen zu dürfen. Der Graf hätte zwar lieber gesehen, wenn Helene mit Don Carlos zum ersten Tanze getreten wäre. Freudig bewegt, wie es schien, legte Helene ihre Hand auf Raubers Arm und ließ sich von ihm nach dem Tanzsaale geleiten. Aber Rauber hatte die Aufforderung zum Tanze nur als Vorwand benützt, um Helene insgeheim sprechen zu können, denn — auf die Kunst zu tanzen verstand er sich noch weniger als auf die Reitkünste beim Ringelrennen. Vor der zum Tanzsaale führenden Thüre blieb er daher stehen und sprach mit tiefer Bewegung in Antlitz und Stimme:

„Hochedles Fräulein, wollet meine Dreißigkeit verzeihen, mit der ich Euch zum Tanze aufgefordert habe, und zürnet mir nicht, wenn ich Euch das Geständniß mache, daß ich so wenig tanzen, als ein Bar auf einem Seile sich fortbewegen kann!“

Helene stuchte und sah ihm lächelnd in das erregte Antlitz: sie wußte nicht, was sie von dieser Erklärung zu halten habe.

Da führte Rauber ihre Hand an seine Rippen und fuhr fort: „Wenn ich gleichwohl so fähig war, Euch um diesen Tanz zu bitten, so geschah dies aus einem besonderen Grunde, — weil ich, der in kürzester Frist von Innsbruck und Euch scheiden muß, Euch gerne ein Wort des Abschieds gesagt hätte, wie mich das Herz zu thun drängt, — heimlich und ohne Zeugen: wollet Ihr mir dies gestatten?“

Helenens Blick verdüsterte sich unwillkürlich, da Rauber vom Abschiednehmen sprach, und ohne zu bedenken, welsch' vielsagendes Zugeständniß sie mit Gewähren seiner Bitte machte, nickte sie leise mit dem Kopfe und sprach: „Redet, edler Herr!“

Rauber führte sie zu einem von herrlichen Oleander- und blühenden Granatbäumen beschatteten Sopha und begann, neben ihr Platz nehmend, auf's Neue: „Edles Fräulein, als ich vor wenigen Wochen mit meinem allergnädigsten Herrn und König hier eintraf, hatte ich das hohe Glück, Euch einen Dienst erweisen zu können —“

„Gewiß, Herr“, unterbrach ihn Helene, ihm innig in's Auge blickend, „wollet nicht glauben, daß ich je vergessen konnte, was Ihr für mich gethan: immer und ewig will ich's Euch danken!“

Rauber schüttelte lächelnd den Kopf. „Es geschieht nicht deshalb“, sprach er, „daß ich Euch des Vorfalles zu gedenken mahne, sondern — um Euch zu sagen, daß ich —“

Der starke Mann stockte und rang mühsam nach Athem. Als er aber Helenens Blick ermutigend auf sich gerichtet sah, ergriff er ihre Hand und fuhr tapfer zu sprechen fort:

„— Daß ich seit jenem Tage, da ich Euch zuerst erblickt, Euer Bild im Herzen trage und Euch nimmer vergessen könnte, wenn ich auch wollte!“

Helenens Hand zuckte leise in der seinigen, und von glühender Röthe übergossen, wandte sie wie unwillkürlich ihr Antlitz ab: sie mochte dies Geständniß doch nicht erwartet haben.

„O zürnet mir nicht“, begann jetzt Rauber auf's Neue, „wendet mir Euer lieblich Antlitz wieder zu und gebt mir tröstlichen Bescheid mit auf den weiten Weg, — sagt, daß Ihr auch meiner gedenken wollt, wie ich Eurer gedenken werde immerdar und allezeit mit Liebe und Treue, — sagt mir, daß ihr mir nicht gram, vielmehr gültlich gewogen seid und dereinst mein sein wollt für's ganze Leben: sagt mir dies, hochedle Jungfrau, ich bitte Euch!“

Da richtete Helene ihren Blick wieder voll und innig in Raubers erregtes Antlitz und sprach, ihre jungfräuliche Befangenheit mit Gewalt niederkämpfend: „Ja, ich will es Euch sagen, edler Herr, daß ich Euch gut war seit dem Augenblicke, da Eure starke Hand mich beschützte in schwerer Todesgefahr, — daß ich Euch mit jedem Tage mehr und mehr gewogen wurde, je besser ich Euren edlen ritterlichen Sinn erkannte, so daß ich jetzt nur mit kummervollem Herzen des Tages gedenken kann, an dem Ihr Eurer Pflicht gehorchend, von hier scheiden werdet. Und somit sage ich Euch ferner, daß ich treulich Eurer gedenken und mit hoffendem Herzen des Tages harren will, an dem Ihr zurückkehren werdet, um mich — sofern mir's von Gottes Gnade beschieden



ist — mit Einwilligung meines gnädigsten Hrn. Vaters heimzuführen als Eure in Liebe getreue Gattin und Hausfrau!"

Voll heißer Inbrunst wollte Rauber da die Geliebte umfassen, als — plötzlich hinter den buschigen Zweigen der bergenden Granatbäume ein heiseres Lachen erscholl. Erschreckt sprangen die Belauschten auf. Da trat Don Carlos de Castilia aus dem Gebüsch hervor und sprach mit schneidendem Hohne und vor Wuth halberstücker Stimme: „Verzeiht, mein sittiges Jungfräulein, daß ich an dieser Gnade Gottes, auf die Ihr hofft, und — mehr noch an der Einwilligung Eures Herrn Vaters zu der Verbindung mit Eurem Seladon zu zweifeln wage —“

„Herr“, brauste Rauber da auf, indem er dem Spanier entgegentrat, „Ihr habt in einem Versteck wie ein Dieb erlautet, was nicht für Eure Ohren bestimmt war; wißt Ihr, daß dies eines Edelmannes unwürdig ist?“

Don Carlos schleuderte einen Zornesblik seines dunkeln Auges auf Rauber. „Schweig!“ rief er drohend. „Wenn ich gelauscht habe, so geschah es, weil ich ein gutes Recht und wohl begründetes Interesse daran habe, zu erfahren, was Ihr mit dieser von Euch hierher verlockten jungen Dame zu verhandeln hättet, denn ich stehe hier mit dem mir von dem Grafen von Campobasso eingeräumten Rechte ihres Verlobten!“

„Das lügt Ihr!“ rief jetzt Helene mit blickenden Augen. „Mein Vater hat Euch ein solches Recht nicht eingeräumt, denn er unterließ es auf meine Bitten und die Erklärung hin, daß ich Euch nicht lieben und niemals die Eure werden könne: wenn Ihr anders sagt, so verstoßet Ihr gegen die Wahrheit ebensosehr, wie gegen Eure Ehre!“

Der Spanier knirschte mit den Zähnen. „Förmlich allerdings“ — sprach er mit verbissenem Borne — „hat er's nicht gethan, doch seine bindende Zusage gab er mir, daß er's thun werde, und als gehorsame Tochter werdet Ihr seinem Willen Euch fügen müssen!“

„Das wird das Fräulein nicht nöthig haben“, sprach Rauber jetzt kühl, „denn wenn Ihr ein Mann von Ehre und wahrer Edelmann seid, so werdet Ihr nicht auf einem Rechte bestehen, das Ihr erzwingen mühtet! Ihr werdet den Herrn Grafen seiner Zusage entbinden!“

„Das werde ich nicht thun!“ erwiderte Don Carlos heftig. „Dann werdet Ihr dazu gezwungen werden!“

„Hoho, wer sollte wohl so kühn sein, mich zwingen zu wollen!“

„Ich!“ sprach Rauber einfach. „Bei San Jago: „Ihr wolltet wagen, mit mir anzubinden, — dem besten Degen Spaniens, dem stärksten Manne des Erdballs?“ Ich hätte wohl Lust, Euch für Eure Keckheit zu strafen“, — sprach Don Carlos achselzuckend, „wenn mir überhaupt in den Sinn kommen könnte, das Schwert gegen — einen Karren zu ziehen!“

„Ihr werdet müssen!“

„Ihr seid ein Dummtopf!“

„Und Ihr ein Feigling und Schurke, unwerth ein ritterliches Schwert an der Seite zu tragen!“

Im nächsten Augenblick glänzte der zweischneidige Degen in Don Carlos Hand. „Hund“, knirschte er, auf Rauber eindringend, „so nimm, was dir gebührt!“

Aber der meuchlerische Angriff gelang dem Spanier, nicht, denn im Augenblick, da er zum Stoß ausholte, umklammerten ihn zwei Arme von hinten und eine Donnerstimme rief: „Friede, ihr Herren, — nieder die Waffe!“

Es war der König selbst, der so zu rechter Zeit mit einigen Herren seines Hofes in das Gemach getreten war und Friede geboten hatte, während der voranschreitende Oberhofmeister, Christoph Freih. von Eising und Schrattenthal, den Spanier gefaßt und unfähig gemacht hatte, den Degen gegen Rauber zu gebrauchen. Maximilian trat näher. „Wie?“ sprach er entrüstet, „Ihr seid's, Don Carlos de Castilia, der sich unterfieng, den geheiligten Frieden dieser Burg zu brechen und das Schwert zu zücken — nach der Brust eines Unbewehrten?“

„Verzeihung, gnädigster Herr“, stammelte der Spanier, „der — Freche hat gewagt, mich tödtlich zu beleidigen, weil ich ihn — in einer zärtlichen Unterredung mit dem Fräulein von Campobasso betraf, deren Hand mir von Ihrem Herrn Vater zugesagt ist!“

„Das lügt Ihr zweifach!“ rief Rauber, den festen Blick auf Don Carlos richtend, „denn einmal habt Ihr das Fräulein und mich nicht zufällig betroffen, sondern absichtlich wie ein Bube im Versteck belauscht, — dann aber ist, wie Ihr selbst zugestehen mühtet, die Hand des Fräuleins, das ich liebe und das“ — fügte er mit einem zärtlichen Blicke auf Helene bei, — „auch mir in Liebe gewogen ist, Euch von dem Herrn Grafen von Campobasso nicht förmlich zugesagt: Ihr habt deshalb das Recht des Verlob-

ten, das Ihr mir gegenüber in Anspruch nehmen wolt, in Wahrheit durchaus nicht!“

Maximilian sah sich um und winkte den Grafen, der unter seinem Gefolge sich befand, zu sich heran. „Darf ich Euch fragen, wie sich die Sache verhält: habt Ihr Don Carlos de Castilia die Zusage gegeben, deren er sich rühmt?“

Der Graf verbeugte sich und — verbeugte sich wieder in schwerer Verlegenheit. „Ich kann es nicht läugnen,“ stammelte er endlich, — „daß mir Don Carlos ein lieber — ja der liebste Schwiegerjohn wäre, wie ich ihm wiederholt versicherte, aber — ein bindend Versprechen — habe ich ihm demungeachtet nicht gegeben!“

„Ihr seht gnädigster Herr“, warf Rauber nach dieser Erklärung ehrerbietig ein, „daß ich die Wahrheit berichtet. Don Carlos de Castilia aber that dies nicht, denn er verschwie, daß ich ihn aufforderte, seinen vermeintlichen Ansprüchen zu entsagen oder sich mir zum Zweikampf zu stellen. Er verschwie ferner, daß er sich des Einen wie des Andern weigerte, obwohl“ — sekte



und mit gewaltiger Faust die Bügel erfassend.

ten, das Ihr mir gegenüber in Anspruch nehmen wolt, in Wahrheit durchaus nicht!“

Maximilian sah sich um und winkte den Grafen, der unter seinem Gefolge sich befand, zu sich heran. „Darf ich Euch fragen, wie sich die Sache verhält: habt Ihr Don Carlos de Castilia die Zusage gegeben, deren er sich rühmt?“

Der Graf verbeugte sich und — verbeugte sich wieder in schwerer Verlegenheit. „Ich kann es nicht läugnen,“ stammelte er endlich, — „daß mir Don Carlos ein lieber — ja der liebste Schwiegerjohn wäre, wie ich ihm wiederholt versicherte, aber — ein bindend Versprechen — habe ich ihm demungeachtet nicht gegeben!“

„Ihr seht gnädigster Herr“, warf Rauber nach dieser Erklärung ehrerbietig ein, „daß ich die Wahrheit berichtet. Don Carlos de Castilia aber that dies nicht, denn er verschwie, daß ich ihn aufforderte, seinen vermeintlichen Ansprüchen zu entsagen oder sich mir zum Zweikampf zu stellen. Er verschwie ferner, daß er sich des Einen wie des Andern weigerte, obwohl“ — sekte



er lächelnd hinzu — er sich den besten Degen Spaniens und den stärksten Mann des Erdballs nannte!

Der Spanier biß sich auf die Lippen, über Maximilians Antlitz aber flog ein ironisches Lächeln. „Don Carlos hat wohl daran gethan, den Zweikampf abzulehnen“, sprach er, „denn — er wußte ohne Zweifel, daß ich solche Händel hasse: ich hoffe übrigens, die Sache auf friedlichem Wege zum Austrag zu bringen!“

„Um so besser für ihn!“ knurrte Rauber.

Der Spanier sah ihn grimmig von der Seite an. „Sagt lieber, für Euch selbst“, entgegnete er, „denn Euer Leben wäre keinen Heller werth gewesen, wenn diese Faust über Euch gekommen wäre!“

Wieder glitt ein Lächeln über Maximilians Antlitz. „Seid Ihr wirklich so stark?“ frug er etwas ungläubig.

„Noch nie ist vor meinem Schwert ein Feind im Kampfe und vor meinem Arm ein Gegner beim Ringen bestanden!“ prahlte Don Carlos.

„Unbesiegt bin u. bleibe ich!“

Ein lustiger Gedanke fuhr dem König durch den Kopf.

„Ei, ei“, sprach er lächelnd,

„ich hätte wohl Lust, dies zu erproben, — doch zuvor eine Frage an das Fräulein: tretet etwas zurück, ihr Herren, damit sie unbefangen mir zu antworten vermag!“

Dem Befehl wurde Folge geleistet und Max trat auf Helene zu. „Liebes Kind“, begann er in herzlichem Tone, „ich habe einstens Deine Mutter geliebt und hege für dich, ihre Tochter, ein wahrhaft väterliches Gefühl, wie für mein eigen Kind. Deiner Mutter war es verfaßt, durch die Liebe glücklich zu sein, — du aber sollst nicht demselben Loos verfallen, du sollst glücklich sein durch deine Liebe und die Liebe dessen, dem du sie entgegenbringst. Deshalb sage mir ohne Rückhalt: hoffst du dieses Glück an Raubers Seite zu finden, liebst du ihn?“

Da blickte ihm Helene offen in's Auge und sprach:

„Ja, gnädigster Herr, ich liebe ihn innig und treu, —

ihm gehört mein ganzes Herz!“

„Und wäre dir's recht, wenn ich bei — deinem Vater für Rauber als Freiwerber aufträte?“

„O gnädigster Herr“, erwiderte Helene, Maximilians Hand küssend, „Ihr würdet dadurch Zwei glücklich machen, denn dem königlichen Freiwerber könnte mein Vater meine Hand nicht versagen!“

Maximilian nickte ihr gütig lächelnd zu und wandte sich sofort an Campobasso. „Herr Graf“, begann er, da Ihr Don Carlos de Castilia bezüglich der Hand Eurer Tochter keine Zusage gemacht und durch kein Versprechen gebunden seid, so trete ich für den Freiherrn Andreas Rauber von Plankenstein und Karlstetten als Freiwerber auf und bitte für ihn um Helenens Hand: ich hoffe, er ist Euch als Schwiegerjohn genehm!“

Der Graf aber schien nicht recht zu wissen, ob er sich mehr über die Zerstörung seines Lieblingsplanes ärgern, oder über die unverhoffte Ehre einer königlichen Freiwerbung freuen sollte. „Gnädigster Herr“, stammelte er, sich tief verbeugend, „der von Eurer Majestät empfohlene Schwiegerjohn hätte natürlich meinen vollsten Beifall, — wenn Don Carlos de Castilia den Rechten, — auf welche er auch ohne mein förmlich gegebenes Versprechen immerhin einige Ansprüche erheben kann, entsagen wollte, — was ja nicht unbedingt von ihm zu erwarten ist.“

„Gewiß“, entgegnete der König, „und ferne sei es mir, ihn in seinen Rechten kränken oder schädigen zu wollen. Dem Manne aber steht es zu, für die Ansprüche, die er geltend macht, einzutreten mit seiner Person und für sie zu ringen und zu kämpfen mit aller seiner körperlichen und geistigen Kraft. Als friedliebender Fürst verabscheue ich jedoch den Kampf mit den Waffen für solche rein persönliche Angelegenheiten und ich mache

deshalb Euch, Herr Graf, und den beiden Bewerbern um Helenens Hand folgenden Vorschlag, hoffend, daß er Euch allen genehm sein werde: Don Carlos de Castilia rühmte sich, der stärkste Mann des Erdballs und noch niemals besiegt worden zu sein. Wohl an denn, so möge er ringen für seine Ansprüche, — ringen mit dem Freiherrn Rauber von Plankenstein in ehrlichem Wettkampfe, und wer den andern besiegt und in einen Sack steckt: der soll auch Sieger sein bei der Wettbewerbung um Helenens Hand und sofort mit ihr zum Altare treten. — Seid Ihr's zufrieden, Ihr Herren, und einverstanden mit meinem Vorschlage?“

Ein triumphirendes Lächeln spielte um des Spaniers Lippen und mit freudblitzenden Augen erklärte er alsbald seine Zustimmung zu dem Vorschlage des Königs. Auch der Graf von Campobasso vermochte kaum seine Freude zu verbergen: Er verbeugte sich und sprach einfach: „Weil Ihr es so wünschet, gnädigster Herr,

so bin auch ich es wohlzufrieden!“

„Und ihr, Fräulein?“ wandte sich Maximilian jetzt an Helene.

Die Angeredete warf einen ängstlichen Blick auf Rauber; es schien ihr unwillkürlich etwas bedenklich, daß er nicht ebenso stürmisch wie der Spanier dem Vorschlage zugestimmt hatte. Als er ihr aber jetzt kaum merklich lächelnd mit dem Kopfe zunickte, so erklärte auch sie sich einverstanden und bereit, ohne Widerrede mit dem Sieger zum Altare zu treten.

„Wohl an“, rief jetzt der König, „so bestimme ich die Mittagsstunde des morgigen Tages zum Austragen des Kampfes, denn — übermorgen in der Frühe hoffe ich zu Gott, mit meinem Gesolge von hinnen zu ziehen. Haltet Euch also bereit bis dahin!“

Er nickte nach allen Seiten freundlich mit dem Kopfe und schritt nach dem Tanzsaale. Don Carlos de Ca-



Da ergriff Rauber Helenens Hand, führte sie zc.

so bin auch ich es wohlzufrieden!“

„Und ihr, Fräulein?“ wandte sich Maximilian jetzt an Helene.

Die Angeredete warf einen ängstlichen Blick auf Rauber; es schien ihr unwillkürlich etwas bedenklich, daß er nicht ebenso stürmisch wie der Spanier dem Vorschlage zugestimmt hatte. Als er ihr aber jetzt kaum merklich lächelnd mit dem Kopfe zunickte, so erklärte auch sie sich einverstanden und bereit, ohne Widerrede mit dem Sieger zum Altare zu treten.

„Wohl an“, rief jetzt der König, „so bestimme ich die Mittagsstunde des morgigen Tages zum Austragen des Kampfes, denn — übermorgen in der Frühe hoffe ich zu Gott, mit meinem Gesolge von hinnen zu ziehen. Haltet Euch also bereit bis dahin!“

Er nickte nach allen Seiten freundlich mit dem Kopfe und schritt nach dem Tanzsaale. Don Carlos de Ca-



stilia aber konnte sich jetzt nicht mehr enthalten, seinem Uebermuthe gegen Rauber Luft zu machen. Höhnisch lächelnd trat er zu ihm heran und sprach so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten: „Ihr brauchet keinen Sack anfertigen zu lassen für unsern morgigen Ringkampf, — die Mühe und die Kosten könnt Ihr sparen!“

„Ihr habt recht, Don Carlos“, entgegnete Rauber, — „ich werde den Eurigen benützen!“

Um die Mittagsstunde des nächstfolgenden Tages war der König an der Spitze seines Hofes und mit ihm der gesammte Adel wie ein großer Theil der übrigen Einwohnerschaft Innsbrucks wieder in der „Arena“ versammelt, in welcher Tags zuvor das Ringelrennen aufgeführt worden war, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem daselbst stattfindenden seltenen Wettkampfe in der Stadt verbreitet und Alles wollte daher Zeuge desselben sein.

Die Arena befand sich auf einem freien, damals als Fohlenweide benützten Plage hinter dem Hofgarten, dem heutigen Exerzierplatze, und war geräumig genug, um Tausende von Zuschauern zu fassen. Der König und die Königin nahmen wiederum Platz auf einem tribünenartig erhöhten Sitze, während der Hof und die übrigen Zuschauer sich auf fünf, den großen Platz umfassenden, amphitheatralisch emporsteigenden Bankreihen niederließen. Ganz abge sondert aber von allen übrigen Sitzen, unmittelbar vor dem Thronsitze des Königs-paares, doch etwas tiefer gelegen, war ein mit Kränzen umwundener und mit Blumen geschmückter Sitz errichtet, auf welchem Helene im weißen Brautgewande, den Myrthenkranz in den dunkeln Locken, Platz nahm, um dem Sieger den Kranz zuzuthelen und den Preis mit ihrer eigenen Person zu zahlen. Sie war zwar etwas blaß, doch äußerlich vollkommen ruhig, denn sie hegte im Herzen das Vertrauen, daß der Kampf günstig enden, daß der Mann, welcher im Stande war, ein wildes Roß zu Boden zu werfen, auch einen Menschen — und wäre dieser an Kraft ein Riese — niederbringen werde.

Genau um 12 Uhr traten die beiden Kämpfer, von nicht endenwollenden Beifallsrufen der Menge begrüßt, in die Arena.

Auf ein von dem Kampfrichter, dem Stabelfmeister Grafen Kaspar von Lodron, gegebenes Zeichen trat ein Herold mitten in die Arena, las die Bedingungen des Kampfes mit lauter Stimme vor und forderte beide Kämpfer auf, durch Wort und Handschlag zu versichern, daß sie dieselben getreulich beachten und sich beim Ringen keiner unerlaubten oder unredlichen Mittel zur Erlangung des Sieges bedienen wollten. Beide leisteten den verlangten Ehreneid und reichten sich sodann, daß sie — wie auch das Ende des Kampfes sei — keinen Groll gegen einander hegen wollten, die rechte

Hand. Dann traten Beide einander gegenüber und das Zeichen zum Beginn des Ringkampfes wurde gegeben.

Wie eine Rahe duckte sich da der Spanier zusammen, sprang mit der ihm eigenen Körpergewandtheit auf Rauber zu und suchte dessen Arme zu unterlaufen, um ihn selbst um den Leib zu fassen und zu Boden werfen zu können. Aber Rauber war auf solchen Angriff wohl vorbereitet. Er beugte sich, die mächtigen Arme vor sich haltend, gleichfalls vornüber und suchte nun seinerseits den Gegner zu fassen. Doch gewandt und glatt wie ein Nal ent schlüpfte dieser seinen Händen, machte einen Sprung zur Seite und suchte nun Rauber-Flanke oder gar dessen Rücken für einen Angriff zu gewinnen. Aber auch hierauf war Rauber gerüstet und ehe der Spanier ihm wieder mit einem Sprunge entweichen konnte, hatte er ihn selbst gefaßt und nun begann das eigentliche Ringen.

Don Carlos war, wie Rauber bald bemerkte, in der That ein Mann von hervorragender Körperkraft und wußte ganz besonders gut seine beispiellose Gewandtheit zu verwerthen und durch dieselbe das zu ersetzen, was

er gegenüber dem an Kraft dessen ungeachtet ihm noch überlegenen Rauber zu erreichen nicht vermochte. Wiederholt suchte er sich loszureißen und seinen Gegner im Rücken zu fassen, aber Raubers Arme hielten ihn wie zwei eiserne Klammern umspannt u. mehr und mehr ermattete der Spanier unter den nutzlosen Versuchen, ihrer ledig zu werden. Um sich einigermaßen erholen u. neue Kräfte sammeln zu können, suchte Don Carlos nun seinerseits Rauber zu ermüden, dessen Angriffen er nur mehr passiven Widerstand entgegensetzte. Aber vergeblich hoffte er auf diesen Erfolg; Raubers Riesenkraft blieb sich vollkommen gleich, während Don

Carlos selbst über den Anstrengungen, sich auf den Weinen zu halten, nicht nur keine neuen Kräfte zu sammeln vermochte, sondern vielmehr den letzten Rest seiner noch vorhandenen zusehen mußte. Mit Entsetzen sah er den Moment kommen, wo er gänzlich erlahmt zu Fall kommen mußte, und in der Verzweiflung hierüber griff er zu einem letzten, aber unredlichen Mittel, um sich von Raubers eiserner Umarmung zu befreien: er faßte mit beiden Händen in Raubers Bart und hing sich an die beiden Zöpfe, um seinen furchtbaren Gegner durch den hierdurch verursachten Schmerz zum Öffnen seiner Arme zu bewegen. Und wirklich erreichte er seine Absicht, doch — nicht zu seinem Heile. Rauber ließ den Spanier allerdings am Leibe los, aber er faßte ihn dafür dicht über den beiden Handgelenken und mit einem Ruck drehte er ihm beide Arme so gewaltsam herum, daß sie fast aus den Schultergelenken wichen und Don Carlos laut aufschreiend vor Schmerz die kraftlosen Finger öffnete und Raubers Bart fahren ließ. Im nächsten Augenblick lag „der stärkste Mann des Erdballs“ am Boden und im nächstfolgenden stülpte Rauber dem gänzlich



Hund, knirschte er, auf Rauber eindringend.



Ermatteten den eigenen Sack über Kopf und Leib, warf diesen leicht über die Schulter und trug ihn vor den Sitz Helenens, zu deren Füßen er ihn niederlegte.

Ein ungeheurer Jubel brach jetzt los und begrüßte den Sieger des seltsamen Zweikampfes. Dieser aber verbeugte sich wiederum ehrerbietig vor dem Königspaare und ließ sich sodann vor Helene auf ein Knie nieder, um den Preis seines Sieges zu empfangen. Und dieser wurde ihm nicht vorenthalten. Strahlend vor Glücksgefühl stieg Helene von ihrem Sitze herab, setzte dem Geliebten den aus Eichenlaub gewundenen Siegerkranz auf's Haupt und bot ihm die Rippen zum Brautfuß.

Neuer Beifall erbrauste da von allen Seiten und laute Jubelrufe begleiteten das schöne Paar, als es nunmehr die Arena verließ, um unter Vortritt des glückwünschenden Königspaars und gefolgt von einer ungeheuren Menschenmenge seine Schritte zu der eben erst vollendeten Franziskaner- oder Hoffirche zu lenken, wo der Priester am Altare „den deutschen Hercules“ und die als Siegespreis erkundene Braut zum Bund für's Leben vereinigte.

Zur selben Stunde verließ Don Carlos de Castilia y Zuniga-Alcantara tiefbeschämt über seine erlittene Niederlage Innsbruck und wandte sich seinem Heimathlande zu. Seine Rolle in Deutschland als „bester Degen Spaniens und stärkster Mann des Erdballs“ war ausgespielt.

Der Graf von Campobasso, welcher anfangs ziemlich scheel zu dem unerwarteten Siege Raubers gesehen hatte, versöhnte sich bald mit dem Gedanken, statt des spanischen Granden den deutschen Edelman als Schwiegerjohn erhalten zu haben, denn dieser war reich begütert u. vor Allem ein wahrhafter Edelmann und vortrefflicher Charakter, an dessen Seite sich Helene allezeit beglückt fühlte.

Rauber war und blieb der Liebling Maximilians, der ihn nachmals als Kaiser zu seinem Hofkriegsrath ernannte und ihm wie den Seinigen stets in Gnaden gewogen blieb. „Der deutsche Hercules“ verrichtete späterhin noch manche Kraftthat, die ihm großen Ruhm eintrug, aber populär ist er hauptsächlich durch seinen Sieg über den Spanier geworden. Von dieser geschichtlichen Thatfache stammt auch das deutsche Sprichwort, welches das Volk häufig anwendet, um die körperliche oder geistige Ueberlegenheit Jemandes über einen Andern zu bezeichnen: „Der steckt dich in den Sack.“

**Forum der Herdener Urbi alli Studente und Neunpfundländer an d' Wand keie möcht.**

Nach der Stechpalma.

Ort der Handlung: Schwänen in Herdern.

Zeit: Vormittags gegen 12 Uhr.

(Der Remigi hat eben sein Glas ausgetrunken und ist im Begriff aufzubrechen, plötzlich wird die Stubenthüre aufgerissen, der Urbi tritt herein mit grimmigem Gesicht und geht, ohne zu grüßen, mit langen Schritten auf und ab.)

Remigi: (befremdet) He, guete Tag sait mer doch sunscht als, wemmer eini kumt. Was isch denn hit an Dir, daß Du e so Sparglemente mach'ich do?

Urbe: (wütend) Wenn nur s' Dunderwetter alli Studente in Erdgrundsboode ni schlage thät, mit sammt ihr Hund bigott!

Remigi: (beschwichtigend) He, he, wird nit si; wege was denn?

Urbe: Du heisch guet schwäge — wenn Dir bassiert wär, was mir — e Wueth han i, i möcht grad alles, an e Wand keie, bigott.

Remigi: (einen Stuhl zurecht rückend) So hoch doch emol na, daß mer mit Dir rede kann, anstatt des hin- und hertappe allemil. Also was isch denn jetzt? — Schwanewirt, no e halbe Liter Reie, für uns zwo miteinander.

Urbe: Nu so mintwege denn — so will Dir denn verzelle, was g'fi isch.

Hüt isch nemlig der Namestag vu miner Urgroßmueterfelig, un z' Ehre von deren hemer

allimol an dem Dag Griespflutte zum Mittag-esse. I isch sie halt meineidig gern, die Griespflutte, un 's Nänni au. Jetzt g'rad hemmer d' Suppe gesse g'ha, un s' Nänni goht in d' Kuchi nus, un will die Griespflutte arichte, un i hoch am Tisch un denk an gar nüt; uf eimol hör i halt mörderlig schreie un e Hund belle; i spring enanderno uff, un wie ni in d' Kuchi kumm, so stoht e weltsgroße Hund uffem Herd, waisch, e so e Neunpfundländer, der stoht mit de vordere Prage grad uffem Herd drobe, un mit em Mul hot er allwil in die Griespflutte ni truellt. Fresse het er si nit könne, sie sinem noch z'heiß gfi. Derno hot halt s' Nänni g'schraue un hot en wöllli furtjage, aber jedesmol



Mit einem Ruck drehte er i m beide Arme herum.



hot er gege nem ni bolle, wie e Satan. Jetzt, wer will mit so eme Raib ebbis ha? Gange isch er nit, Wart — denk i un mach's Fenster uff, un ruf do eim vun sine Herrn. Aber jo — die Koge — dusse stehn se un lache mi no us un sage:

„Wünsche jesegnete Mahlzeit, juten Apetit zu die Knödeln.“

So, denk i, lutets däväg, und hab halt e heillose Zorn kriegt, aber i hab mer nüt amerke lo, kunträti, i hab no dergliche thue, als wenn's mir mit dene Griespflutte ganz eithue wär, un sag zu ene: „Wissener, han i g'sait, des schadt nüt, wenn der Hund au emol satt z' fresse überkummt, s' wird em doch no nie bassiert si.“ — So schmeckts, han i denkt, un hab s' Fenster zueg'schlage, un hab die Kerli laufe lo.

Kemigi: Ja, un d'Griespflutte?

Urbe: He, Die sin halt vertrauelt g'si un mir henn könne zueluege.

Kemigi. Der het halt wahrscheinli denkt, er wött jek an emol Luderidum ha.

Urbe: Allweg Luderidum — er soll mer aber noo emol kumme wemmer Griespflutte henn, ajo Bigott! Aber esse sott i wege jellern jek doch ebbis. He, Schwanewirth, bring mer emol e halb Pfund Bacheitei-Käs.

Kemigi. Au, jek isch g'fehlt. Du hesch e halbe Faschttag un s' Ränni wellerweg e ganze Aber Urbe, jek stoße mer emol a un singe der eins, daß Du die Griespflutte selig vergiffischt un denn Raib vunne Neupfundländer. Helluff — bigott, — G'sundheit!

Die Herdemeer Manne  
Sind kreuzbrave Lit,  
Nur s' Herdemeer Wasser  
Des g'schmeckt ihne nit.

Der heilig Sankt Urban  
Der nimmt sie in Schutz  
Un sait halt: Sür d' Reblit  
Isch s' Wasser nüt nuß.

„Denn“ — het er g'sait, sait er —  
„Ihr Manne, i kenn's“  
„Der Wi isch für d' Mensche,“  
„Un s' Wasser für d' Gän.“

D'rum git's au am Sunntig  
E klei weng Krakehl  
S' hat allimol einer  
Am huet e weng Oel.

Kurzum unser Herdere  
Isch s' klei Paradies,  
Wenn Sriburg der „Mund“ isch,  
Isch Herdere der „Gschdis.“

D' Neupfundländer Hund  
Un d' Studente derzue  
Soll der Tüfel vernudle  
Dann het mer si Ruh.



Heirat'n Hansei, dees is so a G'schicht,  
Da kimmt allahand daher, Sach'n von G'widt;  
Was muasz ma daleb'n oft, Du mei' liaba Gott,  
Viel Sorg'n und Glend, viel Kumma und Noth —  
„Geh weita, Herr Pfarra, zu was denn dees G'red,  
„Ees seids net vabeirat, Ees wißt es ja net!



Du hältst mich auf zum Zeitvertreib  
Mit Schwagen und Umhalsen;  
Ich muß geschwind zum Butterweib,  
Wir können nicht mehr schmalzen.  
Mein Kind, ich habe Hof und Ruh  
Und Butter zu verframen,  
Und willst du noch den Hans dazu,  
So sagt der Pfarrer Amen!

G. 1844.



### Auch ein Grund.

Der Herr Oberamtsrichter von Schauenberg saß auf seinem Bureau und blätterte mit „finsternem Amtsgesicht“ in einem dickleibigen Aktenfaszikel, da klopfte es ziemlich derb an die Thüre. Dem gestörten Beamten entfuhr zunächst ein grimmes: „Wenn nur . . .“ Dann aber besann er sich eines Bessern, seufzte tief auf und rief, allerdings noch mit etwas scharfer Betonung: „Herrein!“

Auf diese Einladung erschien ein kerngesund aussehender Bauernbursch, dessen bestäubten Stiefeln man ansehen konnte, daß er heute schon einen tüchtigen Weg zurückgelegt hatte. Als der Richter den Ankömmling erkannte, wurde seine ernste Miene etwas freundlicher.

„Ah — ihr seid's, Haberer! Was führt euch herein von Riffenbach?“

„Gnaden Herr Amtsrichter — ich hätt' ein Anliegen — oder vielmehr mein Vater“ . . . .

„So der Vater — was will denn der?“

„Ja er hat ein gar zu großes Vertrauen zu Ihnen, weil Sie immer so gemein sind mit den Leuten, wenn Sie n'aus kommen auf die Jagd und da hat er g'sagt, Toni hat er g'sagt, geh' du n'ein zum Herrn Baron und trag' ihm dein Anliegen vor, der versteht's und kann dir helfen.“

„Nun worin besteht denn das Anliegen?“

„Ja“, sagte der Bursche und drehte den Hut in den Händen, „ja — ich sollt' eben heirathen.“

„Heirathen — dazu braucht ihr doch mich nicht. Davon versteh' ich Nichts, bin selbst noch ledig.“

„Freilich, freilich, aber ich hab' noch ein Jahr zu dienen.“

„So, da hängt's r'aus, will „es“ nicht mehr warten. Pressirt's vielleicht?“

„Pressiren — nein pressiren, so wie Sie meinen, thut's nicht — ich hab noch gar keine Braut und doch pressirt's!“

„Himmel — jetzt schwächt einmal deutlich, wenn ich euch rathen soll, warum pressirt's denn — beim Kuckuck?“



Entschuldigen Sie, ich habe schon einen Tänzer.

Denken Sie, dorthin war ein unangehomer Mensch da zc.

„Weil's der Herr Domänenverwalter will“, rief mit weinerlicher Stimme der Heirathskandidat. „Der Domänenverwalter — jetzt hört aber Alles auf, was geht's denn den an?“

„Weil auf Martini die Pacht vom Riffenbachener Domänenhof aufhört und ich den Hof pachten soll.“

„So, jetzt wird's deutlich, also der Pächter soll ein verheiratheter Mann sein, dem eine tüchtige Frau hilft — ich verstehe!“

„Noch nicht ganz, gnädiger Herr. Wenn ich den Hof ordentlich betreiben soll, meint der Domänenverwalter, müßt' der Viehstand vergrößert werden und dazu müßt' eine Frau her. Mein Vater sucht überall, wo eine steht mit Bagen.“

„Also um den Viehstand zu vergrößern!“ seufzte der Oberamtsrichter. „Ja, ja, wo bleibt da die

Liebe? Viehstand vergrößern, bei uns heißt es zwar anders, ist aber bei Licht betrachtet dieselbe Geschichte. Der Domänenverwalter hat Recht, Toni, ich will euch die Eingabe machen!“

### Mit und ohne Haarschmuck.

Ein glatziger Junggeselle, welcher seine Blöße geschickt durch eine falsche Behauptung zu bedecken wußte, war auf dem Museumsballe erschienen.

Denken Sie, dorthin war ein unangehomer Mensch da zc. nen, um sein verschrumpftes Herz im Anblicke weiblicher Schönheit aufzufrischen. Das gelang ihm in so hohem Grade, daß er sich sogar verleiten ließ, mit einem noch nie dagewesenen Wackfisch das Tanzbein zu schwingen. Er amüsierte sich göttlich mit der aufkeimenden Knosp, mußte aber die Unterhaltung abbrechen; denn es wurde ihm plötzlich ganz schwül im Busen und er hielt es gerathen, im einsamen Nebenzimmer etwas Gefrorenes zu Gemüthe zu führen und die Perücke zu lüften, damit die Seelendüfte um so ungehinderter entweichen könnten. Da erschallt der nächste Walzer, wozu er seine harrende Schöne angeworben; er stürzt in den Tanzsaal, um die Tänzerin zu beglücken. Diese aber weicht scheu vor ihm zurück mit den Worten: „Entschuldigen Sie gütigst, ich habe schon einen Tänzer.“ In

höchste  
sich,  
zurück.  
lich?  
er hat  
mit zu  
glatt  
geht r  
seine  
vornu  
so lan  
umang  
tanzen

Es  
Bürge  
gewoh  
nach  
„resta  
denn  
Mann  
Trink  
er ein  
gerne  
er der  
allabe  
dort  
dort  
wunde  
junge  
reichl  
macht  
Resta  
nämli  
staura  
dieren  
auf d  
berner  
Gang  
klopf  
kam  
mit d  
depe  
Ma  
und h  
wo e  
sorgen  
Sekre  
sicht,  
passie  
oder  
doch  
der W  
trägt,  
608



höchster Aufregung über diese Unart des Backfisch, eilt er zu seinem Wein ins Nebenzimmer zurück. — Was gewahrt er da, — ist's möglich? — Auf dem Tisch liegt seine Perrücke — er hatte vorhin vergessen, sein altes Haupt damit zu schmücken. — Ingrimig drückt er die glattfrisierte Haarmütze auf seinen Schädel und geht nachlässig zum Saale zurück. — Da stürmt seine seitherige Tänzerin an ihn heran mit den vorwurfsvollen Worten: „Wo bleiben Sie denn so lange? — Denken Sie, vorhin war ein sehr unangenehmer Mensch da und wollte mit mir tanzen!“

*Lingule.*

### Ein Mißverständnis.

Es war um die Abendstunde, zu welcher der Bürgermeister des kleinen Dorfes Hopfenacker gewohnt war, in den „Able“ zu gehen und sich nach der Tages Müß' und Last ein wenig zu „restauradieren“ — wie er zu sagen pflegte —, denn der Bürgermeister Maier war ein gescheidter Mann und wußte recht gut, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, und da er einen sehr stattlichen Leib besaß, den er nicht gerne von seiner Seele getrennt hätte, so pflegte er den ersteren wacker und „restauradierte“ ihn allabendlich im „Able“; denn erstens gab es dort den besten Wein, zweitens aber aß man dort auch nicht schlecht, was gerade nicht zu verwundern war, da die Frau Wirthin in ihren jungen Jahren Herrschaftsköchin gewesen war, also reichliche Erfahrungen in der edlen Kochkunst gemacht hatte. Also: um des Bürgermeisters Restauradierungs-Stunde war es, — er sagte nämlich so, weil er behauptete, wenn man „Restauradieren“ sage, so müsse man auch „restauradieren“ sagen —, und er hatte schon den Hut auf dem Kopfe und den Rohrstock mit dem silbernen Knopfe in der Hand, um den gewohnten Gang in den „Able“ anzutreten, da plötzlich klopfte es an seine Thüre und auf sein „Herein“ kam der Telegraphenbote und überreichte ihm mit den Worten: „Bürgermeister, eine Staatsdepeſche“ ein Telegramm.

Maier wog das wichtige Papier in der Hand und hatte anfangs nicht übel Lust, es für jetzt, wo er „wichtige Privatangelegenheiten“ zu besorgen hatte, uneröffnet in die Schublade seines Sekretärs zu verschließen, denn er war der Ansicht, daß in Hopfenacker nichts so wichtiges passieren könnte, was zur Erledigung nicht einen oder zwei Tage Zeit hätte. Aber er besann sich doch eines Bessern, denn, obgleich es sich mit der Würde eines Bürgermeisters nicht recht verträgt, so muß es eben gesagt sein: er war ziem-

lich neugierig und — eine „Staatsdepeſche“ war etwas, was in seinem Dorfe nicht alle Tage vorkam. Also erbrach er endlich den Umschlag — wir würden Kuwert sagen, wenn dies nicht ein französisches Wort und uns wie alle Fremdwörter zuwider wäre — er erbrach ihn, las und — stand erstarrt. In einer Kürze, die nichts zu wünschen übrig ließ, stand auf dem Papier

Bürgermeisteramt Hopfenacker,

den 29. April 1885. Abends 5.30.

Morgen früh 9 Uhr 20 Wagen mit guten Pferden am Bahnhof bereitstellen zur Einsichtnahme in der Umgegend.

von . . . . . General.

„Donnerwetter“, dachte der Bürgermeister, „was hat denn mir der General —.“ Aber er dachte seinen Satz nicht zu Ende, denn er hatte noch aus den Kriegsjahren her einen gewaltigen Respekt vor den Generälen, zumal vor den preußischen, und er wußte, daß es gegen die Anordnungen eines solchen kein „Maulen“ geben dürfe, und er veränderte deshalb geschwinde seinen Gedankengang, indem er zu denken fortfuhr: — — „für einen ehrenvollen Auftrag gegeben. Da muß ich doch schleunigst dafür sorgen, daß sein Vertrauen gerechtfertigt werde!“

So dachte der wackere Gemeindevorstand und überlas die Depeſche noch einmal. Aber jetzt erst, da er sich den Inhalt vollständig klar machte, überkam ihn ein gelinder Schrecken. „Heiliger Parvenuzius“, rief er seinen Lieblingsheiligen an, der allerdings zu den „sonderbaren Heiligen“ gehört und nicht im Kalender steht, — nicht einmal in „Gebels Rheinländischen Hausfreund“, einem anerkannt ausgezeichneten Kalender — „Heiliger Parvenuzius“, — zwanzig Wagen mit guten Pferden, das heißt für jeden Wagen zwei, — denn ein preußischer General fährt doch nicht einspännig, wie ein Weinreisender —, macht zusammen vierzig Pferde, während es im ganzen Dorfe nur die einzige Chaise des Herrn Doktors mit seinem halbblahmen Schimmel giebt und außerdem alles in allem gerechnet 25 Säule, die aber der Bezeichnung „gut“ kaum würdig sind, — kurzum mit des Müllers beiden Grauen, seinen Eseln nämlich, im Ganzen 28 Zugthiere. Und andern Tags schon, — morgens um 9 Uhr, so früh schon will der Herr General die zwanzig Wagen und die vierzig Pferde haben, — Heiliger Parvenuzius, woher nehmen und nicht stehlen!“

So dachte der geängstigte Bürgermeister, bald aber erhob er stolz den Kopf. „Die Chaisen und die Säule müssen her“, dachte er, „und wenn der Teufel auf Stelzen käme, — nicht



nur ein preussischer General kann Alles, was er will: Der Bürgermeister von Hopfenacker kann's auch!"

Damit stülpte er den Nebelspalter auf's Haupt, machte ein energisches Gesicht und ging auf's Rathaus. Eine Viertelstunde später trommelte der Rats- und Polizeidiener die Mitglieder des Gemeinderats zusammen und abermals eine Viertelstunde später flogen in Folge des einstimmigen Beschlusses desselben neunzehn Extraboten nach den neunzehn nächstgelegenen Dörfern mit der Weisung, nicht ohne je eine wohlbespannte Kutsche zurückzukommen. —

Stunde um Stunde verging, — der Bürgermeister dachte seufzend an den „Adler“, aber er blieb auf seinem Posten im Rathaus, „denn Staatsgeschäfte“ — dachte er — „gehen allem andern, sogar dem so nothwendigen „Restauradieren“ vor, die Uhr schlug Mitternacht: Da — Triumph!

— kamen 2 herrliche Chaisen aus den beiden nächsten Dörfern, sie schlug 1 Uhr und wiederum rollten zwei wunderbare Equipagen auf den Platz beim Rathause, — sie schlug 2, 3 und 4 Uhr und jedesmal wiederholte sich das merkwürdige Schauspiel, — sie schlug endlich fünf und sechs Uhr: da standen denn in langer Reihe die heimische Doktorschaise mit ihren neunzehn Schwestern auf der Dorfstraße, Schwestern, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, eine schöner und — älter, als die andere.

Der Bürgermeister aber wüßte sich, als „die Zwanzigste endlich glücklich eingetroffen war, den Angstschweiß von der Stirne und sagte für sich: „Nun Gott sei Dank, die Zahl ist voll, — fester Wille führt zum Ziele; wenn ich für diese That nicht die Verdienst-Medaille bekomme, dann geht's nicht mit rechten Dingen zu!“

Dieses tröstlichen Gedankens voll, hüllte sich der Bürgermeister in seinen Amtstalar und begab sich an der Spitze des ehrfamen und löblichen Gemeinderats hinaus zum Bahnhof, lang-

sam und feierlich aber folgte der Kutschen unabsehbar lange Reihe. — Und es schlug 9 Uhr, — doch der Extrazug, den der Bürgermeister erwartete, kam nicht. „Ei, ei,“ — dachte er da, — „sollte der Herr General vielleicht mit dem ganz gewöhnlichen Bummelzug um Viertel auf zehn Uhr kommen? Möglich wär's schon und — billiger auch: warten wir's also ab!“

Und auch die Viertelstunde verging; der Zug rollte in den Bahnhof und aus einem Coupe erster Klasse stieg der Herr General aus und mit ihm ein zweiter Offizier und — sonst Niemand.

„Teufel,“ dachte da der Bürgermeister, „für die zwei Personen hätte die Doktorschaise allein eigentlich gereicht oder — sollten sie so unchristlich viel Gepäck bei sich haben, daß sie neunzehn Wagen dafür notwendig hätten?“ So denkend schritt er an der Spitze des Gemeinderats dem General entgegen, der über den unverhofften feierlichen Empfang nicht wenig erstaunt, sich alsbald mit der Frage an den Gemeindevorstand wendete, ob er seinem telegraphischen Ansuchen entsprochen habe.

„Zu Befehl, Herr General,“ antwortete der Bürgermeister, denn er hatte Lebensart und wußte, daß man gegenüber einem General so zu sprechen habe, „die zwanzig Chaisen stehen bereit, — obschon ich die ganze Nacht über auf den Beinen sein mußte, um sie von auswärts zusammenzubringen!“

Mit diesen Worten machte er ein tiefes Kompliment und dachte: „er soll's wenigstens wissen, was für Mühe ich hatte, — es ist nur von wegen der Verdienstmedaille!“

Der General aber meinte, er habe falsch gehört. „Wie viele Chaisen sagen Sie?“ fragte er zweifelnd.

„Zwanzig, — genau nach dem telegraphischen Befehl!“ antwortete der Bürgermeister, indem er das Telegramm aus der Brusttasche seines Talars herausfischte und dem General zum Belege ent-



Wie viele Chaisen sagen Sie? — Zwanzig, genau nach dem telegraphischen Befehl!



gegenhielt. Dieser aber nahm es kopfschüttelnd in Empfang, las es und — brach in ein unbändiges Lachen aus: „Alle Wetter,“ rief er, indem er das Telegramm dem ihn begleitenden Generalstabs-Offizier überreichte, „das ist ein köstliches Mißverständnis, — sehen Sie nur, meine Herren, statt eines Wagens um 9 Uhr 20 Minuten, sind um 9 Uhr zwanzig Wagen für uns bereitgestellt worden!“

Auch der Offizier lachte, — der arme Bürgermeister aber stand wie mit kaltem Wasser übergossen: die Aussicht auf die ersehnte Verdienstmedaille zerrann plötzlich vor seinen Blicken wie eine Seifenblase. „Aber erlauben der Herr General,“ — stammelte er — „es heißt doch im Telegramm — —“

„Allerdings, — ganz richtig,“ unterbrach ihn der General, nochmals herzlich lachend, „ich selbst trage die Schuld an diesem Mißverständnis. Herr Bürgermeister, da in meinem Telegramm nach der Zahl 20 das Wort ‚einen‘ ausgelassen ist, denn ich bedarf wirklich nur eines einzigen Wagens, um mit diesem Herrn nach Schnezelbach zu fahren, wo wir unsere Pferde besteigen werden. Einen Ihrer 20 schönen Wagen werde ich daher mit Dank benutzen, doch ist es selbstverständlich,“ — fügte er verbindlich bei — „daß ich die Kosten für die Gestellung sämtlicher Wagen übernehme. Die köstliche Geschichte selbst, — ich meine das wunderbare Mißverständnis —, werde ich heute noch unserem allergnädigsten Herrn mitteilen, ich denke, Höchstersebe wird sich höchlichst daran ergözen!“

Des Bürgermeisters Antlitz hellte sich auf: am Horizonte seiner Hoffnungen tauchte wieder die goldene Medaille auf. „Ach ja, Herr General,“ erwiderte er mit einem Blicke auf die leere linke Seite seines Amtstalar, „und wenn der Herr General dabei nur gnädigst mit einfließen lassen wollten, welche Mühe ich in diesen Staatsangelegenheiten hatte, — daß ich die ganze Nacht über in kein Bett kam — —“

Der General schien „der Worte Bedeuten“ zu verstehen und zuckte lächelnd die Achseln. „Für diesmal wird's nicht ganz reichen, Herr Bürgermeister,“ sprach er, „aber nach den nächsten Manövern, — wo Sie ohne Zweifel Gelegenheit haben werden, sich durch treffliche Sorge für Bequartierung und Verpflegung unserer Truppen verdient zu machen, werde ich an Sie denken, — verlassen Sie sich d'rauf!“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Herr General und stieg in die vorderste der ihm zur Verfügung gestellten „Zwanzig“ mit seinem Begleitern ein: es war zu des Bürgermeisters großer Freude die einheimische „Doktorschaise,“

vor welche jedoch statt des halblahmen Schimmels seine eigenen beiden kräftigen Pferde gespannt waren. Freundlich grüßten die Offiziere nochmals aus dem Wagenfenster, dann zogen die Pferde an und die Kutsche rollte dahin.

Der Bürgermeister aber sandte die übrigen „19“ wieder hin, von wannen sie gekommen waren, und trat mit seinen Rathsverwandten den Heimweg an.

Wenn's nur kein Hoftröst gewesen ist,“ seufzte er, als er sich des Amtstalar's entledigte.

Der Kalendermann glaubt nicht, daß es ein solcher war, denn — was ein preussischer General verspricht, das hält er auch.

### Mein Lieblings-Vogel.

Der Adler trägt als Wappenthier  
Das Szepter und die Kron',  
Er prangt auf dem Reichspanier  
Und schmückt des Königs Thron;  
Er strebt mit starkem Flügelschlag  
Empor zum Sonnenlicht —  
Des Adels Vogel mag er sein,  
Mein Vogel ist er nicht!

Es stört hold die Nachtigall  
In stiller Frühlingsnacht,  
Die jungen Herzen fühlen all'  
Der Liebesehnsucht Nacht;  
Der Sänger wird begeistert gleich  
Zum herrlichsten Gedicht.  
O Nachtigall so liederreich,  
Mein Vogel bist du nicht!

Der Klapperstorch ist hochgeehrt  
Bei Alt und Jung im Land,  
Daß er die Kinder uns bescheret,  
Ist überall bekannt.  
Die Menschen stürben sicher aus,  
Thät er nicht seine Pflicht.  
Herr Storch — ich liebe Kuh' im Haus,  
Mein Vogel ist er nicht.

Mein Vogel — der ist gar gemein,  
Man hört auf Gass' und Platz  
Ihn fröhlich stets sein „Zwillich“ schrei'n.  
Es ist der — freche Spatz!  
Er liebt und lebt, ist freuzsüdel  
Und scheert der lose Wicht  
Sich um den König, meiner Seel',  
Sich um den Teufel nicht.

O Proletarier — Lumpenspatz —  
Du bist mein Ideal!  
Lebst du vergnügt mit deinem Schatz,  
Ist's Andre dir egal.  
Du neidest nicht das Prunkgewand,  
Noch alle Herrlichkeit;  
Ja dir genügt dein Spazensstand,  
Dein schlichtes, graues Kleid.

Drum sei gegrüßt im grauen Drill'ch!  
Sie schelten dich zwar Dieb,  
Läß dich's nicht grämen — ruf' dein „Zwill'ch“  
Sie haben dich doch lieb!  
Und Mancher, der im Käfig steckt,  
Im prächt'gen — denkt, o Spatz,  
Was nützt's, daß ich mit Gold bedeckt —  
Wär' ich an deinem Platz! G.S.



## Schwarz auf Weiß.

(Aus dem Badischen (Deutsch.) Landeskalender 1886.)



aß es häufig gut ist, wenn man Etwas „Schwarz auf Weiß“ besitzt: dies weiß ein Jeder, der schon Geschäfte gemacht hat, — insofern man nämlich darunter etwas Geschriebenes, besonders eine von einem Notar oder einer andern Gerichtsperson ausgefertigte, mit Unterschriften und Siegeln versehene Urkunde versteht. Daß es aber manchmal auch nicht gut ist, Etwas Schwarz auf Weiß zu haben, dies weiß nicht Jeder; der Müllersteffen von Rollbach wenigstens hat's nicht gewußt und ebensowenig der Veitel Rosenstock von ebendaher, der doch sonst so manches gewußt hat, was andere Menschenkinder nicht gewußt haben, denn er war gar klug und pfliffig, so daß man ihn allgemein statt „Veitel“ bezeichnenderweise „Gscheidel“ Rosenstock hieß. Von dem Müller aber konnte man gerade nicht behaupten, daß er ein „Gscheidel“ war, denn es war jedenfalls ein großes Glück, daß das Pulver schon circa 500 Jahre vor seiner Geburt erfunden war, — wenn man die Erfindung des Schießpulvers überhaupt ein Glück nennen kann, — denn wenn man hätte warten müssen, bis es der Steffen erfunden hätte, so würde die Welt niemals Kanonen und Schießgewehre kennen gelernt haben und das Militärbudget der europäischen Staaten könnte alljährlich um ein beträchtliches billiger berechnet werden.

Einen gescheidten Streich, den einzigen in seinem ganzen Leben, hatte der Steffen aber doch einmal begangen und dieser bestand darin, daß er — beim Tode seines Vaters dessen einziger Erbe war und so in den schulden- und hypotheckenfreien Besitz seiner Mühle kam, die ihm ein jährliches Einkommen von 25000 Mark abwarf, — billig berechnet, — ohne daß er hiezu bedeutender Geisteskräfte bedurft hätte, denn der Rollbach hätte auch die Räder eines noch dümmern Müllers getrieben und für alles übrige sorgten sein Buchhalter und seine Mühlknechte. Item: der Steffen

war ein reicher Mann, — was brauchte er da auch noch großen Verstand zu haben?

So dachte man wenigstens allgemein in Rollbach, und weil man so dachte, war der Müller auch ein angesehenener Mann. Freilich schloß dies nicht aus, daß hin und wieder einiger Schabernack mit ihm getrieben wurde, und daß man ihn, wie man zu sagen pflegt, gerne „aufsitzen“ ließ. Ganz leicht war dies freilich auch nicht, denn wie alle geistig beschränkten Leute, war der Steffen sehr mißtrauisch, weshalb er sich angewöhnt hatte, sich auf keinen Handel oder irgendwelches Geschäft einzulassen, ohne sich die einzelnen Punkte oder Bedingungen in Form eines Vertrags schriftlich einhändigen zu lassen. „Gebt mir's Schwarz auf Weiß,“ pflegte er zu sagen, „denn der Mensch hat gar vielerlei im Kopfe, besonders ein Müller: Korn und Mehl, Haber und Stroh!“ Davon waren auch die Leute vollkommen überzeugt und thaten ihm den Willen. Es war aber auch noch aus einem anderen Grunde nicht so ganz leicht oder besser gesagt, nicht ganz ungefährlich, Schabernack mit dem Müller zu treiben, denn was ihm an geistigen Kräften abgieng, das hatte er um so mehr an körperlichen, und wenn er merkte, daß Jemand ihn zum Besten hatte, wurde er grob wie Bohnenstroh. Dies hat auch der „Gscheidel“ erfahren, der einmal — aber nur ein einziges mal — den Steffen zum Besten haben wollte: „Waih' geschrieen!“ hat er später gesagt, wenn auf die Sache zu reden kam: „in main ganzes Leben will ich nichts mehr haben zu thun mit'n groben Müller, — wahrhaftigen Gott!“

Die Sache war nämlich so.

Steffen hatte gleichzeitig mit der väterlichen Mühle die zum Betrieb des Geschäftes nöthigen Pferde und Wagen ererbt nebst einem alten Kaleschlein, das der verstorbene Müller zu seinen hin und wieder nothwendigen Fahrten in die benachbarten Dörfer benützt hatte. Da der Selige aber etwas „häbig“ war, so wurde zu diesem Zwecke gewöhnlich eine alte Fuchsstute vorgespannt, die im Geschäfte nicht mehr viel leisten konnte, da sie schon vor mehreren Jahren beim Mannheimer Dragoner-Regimente ausgemustert und billig versteigert worden war. Mit diesem etwas unscheinbar aussehenden Gefährt herumzuhause, war nun nicht nach Steffens Geschmack, denn, wie sein biederer Colleague, der Brassenneheimer Müller in Hebel's Schatzkästlein, dachte er: „Bin ich nicht der hübsche Müller, bin ich nicht der reiche Müller, — was brauche ich in dem alten Kumpelkasten von Kaleschlein zu sitzen und mich von der halblahmen Stute, die man kaum noch zu einem Schneckenrädlein bringen



kann, in der Welt herumgerren lassen! Ich kann's ja und brauche nicht übermäßig zu sparen: ein hübsches nagelneues Korbwäglein muß her und ein Prachtsgaul dazu, wie ihn der Großherzog nicht schöner im Stall stehen hat, — die Bauern sollen einmal Augen machen!"

So dachte Steffen, und zum Maimarkt fuhr er nach Mannheim, um erst mit seinem saubergewaschenen Kaleschlein und seiner „frischgepfefferten“ Fuchsstute irgend einen Juden „anzuschmieren“ und sodann ebendasselbst das Korbwäglein und den „Prachtsgaul“ möglichst billig zu erstehen, — denn genau war der Steffen von jeher und profitlich auch. Aber Juden, die sich „anshmieren“ lassen, muß man bekanntlich am hellen Tage mit der Laterne suchen und findet sie doch nicht, wenn man auch ein noch so großes Licht darin anzündet. So gieng's auch dem Steffen, denn der Einzige, der überhaupt einmal frug: „Wie theuer das alte Kaleschlein und wie billig der junge — Fuchspfeffer?“ ließ sich kein A für ein U vormachen. Denn als Steffen sowohl Kaleschlein als Stute über den Schellenkönig lobte und 600 Mark dafür forderte, lachte der Hebräer pffig und sagte: „Gott, wie haist 600 Mark, — hab' ich doch selber verkauft Pferd und Wagen vor zehn Jahren an den seligen Herrn Vater for dreihundert Mark, — und mittlerweile is de Stute nicht geworden jünger, aber das Kaleschlein älter und schlechter, — ich geb' dasor nicht mehr als 200 Mark, wahrhaftigen Gott!“ Da schlug der Steffen endlich ein, denn er dachte: „Besser wenig, als gar nichts!“ Drum strich er das Geld ein und gieng dann auf die Suche nach einem neuen Gefährt, wie er es wünschte. Da war nun freilich die Auswahl groß, aber der Preis auch; zweitausend, dreitausend, dreitausendfünfhundert Mark war noch das wenigste, was für Wagen und Pferd gefordert wurde, so daß dem Steffen förmlich das Haar auf dem Kopf sich sträubte und er schließlich den Händler wieder aufsuchte, welcher ihm sein eigen Kaleschlein und die Fuchsstute abgekauft hatte, denn er hatte die Absicht, beide wiederum zurückzukaufen. Aber der schlaue Händler behauptete, das Gefährt bereits wieder „mit Verlust“ verkauft zu haben, und als der Steffen auf den Kerger, den er deshalb hatte, ein Schöppllein setzen und zu diesem Zweck in den „König von Portugal“\*) gehen wollte, stieß er von ungefähr auf dem Wege dahin auf den „Gscheidel.“

„Gott's Wunder,“ — rief Gscheidel alsbald — „seid Ihr aach hie? Wollt Ihr machen aach Geschäfte am Maimarkt?“

\*) Bekannter an den „Planzen“ gelegener Gasthof.

Da erzählte Steffen dem Gscheidel, wie's ihm ergangen, und daß er gern fünfzehnhundert Mark für ein hübsches Gefährt geben wolle, aber auch keinen Pfennig mehr.

„Gott's Wunder,“ rief da der Gscheidel nochmals, „warum seid Ihr nicht gekommen gleich zu mir? Wollt Ihr mir geben 25 Mark Schmutzgeld, as ich Euch verschaffe Pferd und Wagen, wie Ihr's begehrt und soll Euch kosten nicht mehr als 1500 Mark?“

Dieser Vorschlag leuchtete dem Steffen außerordentlich ein und er gab gern seine Zusage. Da führte ihn der Gscheidel zu einem „guten Freund,“ dem Salomon Hirsch, der richtig ein Korbwäglein hatte, wie's der Steffen wünschte, aber ein Pferd davorgespannt, wie er's — nicht wünschte. Letzteres war nämlich — abgesehen davon, daß es die Tage der Militärtauglichkeit auch schon hinter sich hatte und auf den Vorderbeinen bereits etwas „katholisch“ war — ein Schimmel und gegen solche Pferde hatte der Steffen eine ausgesprochene Abneigung. „Ich will keinen Schimmel,“ sagte er zum Gscheidel, „denn es thäte Noth, daß ich ihm Hosen im Stall anziehen ließe, um ihn sauber zu halten: nein, ein Rappe muß es sein!“

Vergeblich redete ihm Gscheidel zu, daß ein Schimmel am Wagen viel eleganter ausfähe, als ein Rappe, und daß er gar kein schöneres und vertrauterer Pferd zu so billigem Preis bekommen könne, als gerade diesen Schimmel: der Steffen blieb hartnäckig bei seinem Nein. Da gieng der Gscheidel endlich zu seinem „guten Freund“ und besprach sich leise eine kleine Weile mit ihm; und der Steffen sah, wie der „gute Freund“ mit dem Kopf nickte und dabei in seinen Bart lächelte, und er sah auch den Gscheidel lächeln und — schnell erwachte Steffens Mißtrauen. „Halt,“ dachte er, „die zwei Kerle wollen dich übers Ohr hauen: Steffen sei auf deiner Hut!“

So dachte der Müller und gleich darauf kam der Gscheidel zu ihm und sagte: sein guter Freund habe auch einen Rappen, der sei noch schöner und besser als der Schimmel, auch wolle er ihn zum gleichen Preis ablassen, so daß Pferd und Wagen auch nur auf 1500 Mark kämen. Da rief der Steffen alsbald: „Gebt mir's Schwarz auf Weiß, daß sich's so verhält, — sonst wird Nichts aus unserem Handel!“

Da schlug der Gscheidel wie verwundert die Hände überm Kopf zusammen und rief: „Gott, was ein Geschäftsmann seid Ihr, Herr Steffen! Aber Ihr sollt'n haben den Rappen, Schwarz auf Weiß sollt Ihr'n haben, wahrhaftigen Gott!“

Und wieder besprach er sich mit dem Hirsch



und Letzterer lächelte wieder, zog eine Schreibfeder und ein Tintenfläschlein aus der Tasche, — als richtiger Handelsmann pflegte er solches immer bei sich zu tragen — und schrieb einige Zeilen, die der Gscheidel ihm diktierte, auf ein Blatt Papier und überreichte es dem Müller, der aber setzte seinen Zwickel auf die Nase und las:

„Ich Unterzeichneter verkaufe an Herrn Müller Stephan Langer von Kollbach mein Korbwägelein nebst vorgespanntem Pferde um den Preis von 1500 Mark — mit Worten Fünfzehnhundert Mark. Statt des Schimmels verspreche ich ihm jedoch, seinem ausdrücklichen Wunsch zufolge, Schwarz auf Weiß einen Rappen zu liefern, der gerade so ist, wie der Schimmel.“

Mannheim, den 1. Mai 1884.

Salomon Hirsch.

Steffen nicht befriedigt mit dem Kopfe, steckte den Schein in die Tasche und sagte: „Gut, aber sehen will ich den Rappen zuerst, ob er wirklich so schön und gut ist, wie der Schimmel!“

„Gott, natürlich!“ sagte da der Hirsch.

Der Gscheidel aber sagte: „Ganz das gleiche Pferd muß es sein, nicht wahr Herr Steffen — sonst nehmen wir's nicht!“

„Ja,“ bekräftigte

Steffen, „ganz das gleiche Pferd verlange ich!“ „Sollt ihr haben,“ sagte der Hirsch wieder, indem er dem Gscheidel zublinzte, „wie's der Schein sagt, — Schwarz auf Weiß — sollt ihr's haben!“ Darauf sagte er leise ein paar Worte zu seinem Knecht, der alsbald pfiffglächelnd den Schimmel ausspannte und hinwegführte.

Der Gscheidel aber wandte sich jetzt zu dem Müller und sagte: „Wenn Ihr wolltet, so könnten wir trinken jetzt ein Schöpplein oder zwei, bis der Knecht hat gemacht fertig den Rappen und gespannt vor. Was meint Ihr, Herr Steffen?“

Der Müller war's zufrieden und so gingen denn Beide miteinander in den „König von Portugal.“ Und Steffen war seelenvergnügt über den bevorstehenden guten Handel und über den Schein in seiner Tasche, der ihn seiner Meinung nach gegen jeden Betrugsversuch der Händler sicherte. Deshalb ließ er ein Fläschlein „Deidesheimer

Auslese“ kommen und, weil ihm der Wein vorzüglich schmeckte, auch ein zweites und ein drittes Fläschlein und — wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht Hirsch's Knecht endlich gekommen wäre mit der Meldung, das Rapplein sei jetzt vorgespannt. Darum schenkte Steffen das letzte Glas aus der dritten Flasche dem Knecht ein und ging — ein wenig wackelig, denn der „Deidesheimer“ ist ein Teufelswein und fährt Einem gar leicht in Kopf und Bein — mit dem Gscheidel hinaus und richtig: da stand das Korbwägelein und ein Rapplein davor, wie man's nicht schöner sehen konnte. „Gott,“ rief der Gscheidel alsbald bewundernd aus, „ein Pferd, wie gemalt, — wahrhaftigen Gott: greift zu, Herr Steffen, ein so schönes Pferd bekommt Ihr nicht mehr in Eurem ganzen Leben!“

Steffen aber betrachtete mit Kennerblicken den schönen glänzend-schwarzen Rappen und dachte bei sich: „den muß ich haben, wenn er auch nur halb so gut als schön ist!“ Darum stieg er mit dem Gscheidel in das Wägelein, ergriff die Zügel und schnalzte nur einmal mit der Zunge.

Da griff das Rapplein aus und flog dahin in einem schönen gestreckten Trab, daß dem

Müller das Herz im Leibe lachte. Als er aber zurückkam zu der Stelle, wo der Hirsch auf ihn wartete, zog er die Zügel an und machte „Prrr!“ Da stand das Rapplein so still und ruhig, als wäre es aus Holz geschnitten, daß dem Müller nochmals das Herz im Leibe lachte. Deshalb machte er auch keine weiteren Umstände, sondern schlug zum Abschluß des Handels in Hirsch's dargebotene Hand ein, zahlte ihm 15 Hundertmark-Scheine aus und — Roß und Wagen waren sein.

Zu dem Gscheidel aber sagte er, als er ihm sein Schmutzgeld einhändigte: „Gscheidel, Ihr habt mir einen guten Rath gegeben, drum soll mir's auch auf einen Thaler extra nicht ankommen, — hier habt Ihr Euer Geld!“ Und der Händler strich schmunzelnd seine 28 Mark ein und sagte: „Gott, ich hab's ja gesagt: der Rappe ist ä ausgezeichnetes Pferd, — ganz das gleiche Pferd



Vergeßlich redete ihm Gscheidel zu, daß ein Schimmel am Wagen viel eleganter aussehe. Der Steffen blieb bei seiner Meinung.



wie der Schimmel, — und wenn es sollt' werden weiß über Nacht, so bleib ich d'rbei und sag: kein bessres Pferd giebt's nicht weit und breit!"

Und der Steffen machte ein Gesicht, als ob er ganz der gleichen Ansicht wäre, stieg ein in sein Wägelein und fuhr in ein em Trab heim in seine Mühle. —

Zwei Tage später — an einem Sonntag — war in Schwablingen Sängersfest. Da dachte der Steffen: „das ist so eine Gelegenheit, den Bauern mein neues Wägelein und besonders meinen Rappen zu zeigen.“ Also ließ er anspannen und fuhr hinüber. Unterwegs aber dachte er wieder: „Bin ich nicht der hübsche Müller, bin ich nicht der reiche Müller, habe ich nicht ein Gefährt wie ein Graf?!"

Mit diesem Gedanken hielt er vor der „Krone“, ließ sein Rapplein in den Stall führen und überlegte: „Soll ich jetzt zu der Singerei gehen oder erst meinem Magen ein Frühstück anbieten? Ich meine als, saure Nieren und gebrätelte Kartoffeln wären nicht so übel und wenn ich auch ein paar Gefänge darüber versäume, so verschlägt mir das nichts: was liegt mir überhaupt an dem Singsang?“ Also setzte er sich breit an den Wirtstisch und ließ sich's trefflich schmecken. Nach dem Essen aber ging er hin auf den Festplatz. Doch das Gedränge daselbst, die Hitze und der Staub waren gar nicht nach seinem Geschmack, deshalb dachte er, es wäre am Ende doch klüger, wenn er wieder zurück in die „Krone“ ginge, ordentlich zu Mittag äße und dann wieder heimführe. Zudem traute er dem Wetter gar nicht; er meinte, es läge ein Gewitter in der Luft und naß war Steffen nur gern von innen, nicht aber von außen. Deshalb, gerade als die Sänger ein Lied mit dem Refrain sangen,

„Lauf', Müller, lauf',  
Mein lieber Müller lauf'!"

sagte er zu sich selber: „Ihr sollt recht haben, aber laufen thu' ich nicht, nein ich fahr' — fahr' mit meinem Rapplein, denn Laufen ist meine Sache nicht!“ Darum wandte er dem Festplatz den Rücken, setzte sich in der „Krone“ hinter ein gediegenes

Mittagessen und befahl gleichzeitig, sein Rapplein einzuspannen, damit er gleich nach dem Essen abfahren könne.

So weit war's gut, aber während Steffen sein Süllelein aß, kam etwas, was nicht gut war, nämlich das Gewitter, welches er schon auf dem Festplatz vorausgesehen hatte. Erst zwar fielen nur einige Tropfen, und Steffen war schon der Meinung, daß sich das Unwetter wieder verziehen werde; aber plötzlich erhob sich ein Sturmwind und gleichzeitig prasselte eine Regenslut hernieder, daß man hätte meinen sollen, unser Herrgott wolle eine zweite Auflage der Sündfluth herausgeben. Geschwind wollte da der Müller wieder ausspannen lassen, aber zu allem Unglück war jetzt der Hausknecht so sehr mit der Bedienung anderer vor dem Wetter flüchtender Gäste beschäftigt, daß er seiner nicht habhaft werden konnte. Deshalb warf Steffen noch einen mit-

leidigen Blick auf sein armes Rapplein, das mit einem Strick am Gartenzaun angebunden war, und dachte: „Besser, der Gaul wird naß, als ich!“ Es war aber nicht besser: denn der Müller hätte, wenn er auch noch so naß geworden wäre, wenigstens Farbe gehalten. Bei dem Rapplein aber war dies nicht der Fall,

denn als Steffen, nachdem das Gewitter vorüber war, heimfahren wollte, sah er zu seiner Verwunderung an seinem Wägelein einen — Schimmel angespannt, so weiß als einer nur sein konnte.

Zuerst meinte Steffen, der Hausknecht hätte doch noch Zeit gefunden, seinen Rappen wieder auszuspannen, und hätte dann nach Aufhören des Regens sich geirrt und einen falschen Gaul eingespannt. Aber als er deshalb den Hans einmal über das anderemal einen Esel hieß und seinen Rappen von ihm verlangte, nahm der Bursche auch kein Blatt vor's Maul und meinte, wenn er auch ein Esel sei, so sei er doch kein so großer Esel, bei drohendem Regen mit einem gefärbten Gaul auszufahren. „Was?!" rief jetzt der Müller, „gefärbter Gaul?! Ich glaube, dir rappelt's!“ — Aber Hans zeigte spöttlich auf eine unter dem Bauch des Schimmels auf der



Darum stieg er mit dem Gescheidel in das Wägelein, ergriff die Zügel und schnalzte.



Erde stehende schwarze Brähe und sagte lachend: „Da seht her, da liegt Euer Rappe!“ Da riß der Steffen die Augen weit auf u. jetzt sah er, daß er betrogen oder vielmehr gefoppt worden war, denn betrogen war er mit dem Schimmel, der ja ein gutes und preiswürdiges Pferd war, ganz u. gar nicht. Aber daß die Händler sich unterstanden hatten, mit ihm Schabernack zu treiben, dies war es, was ihn innerlich empörte. Dafür mußte er Rache haben, — besonders an dem Gscheidel wollte er sie nehmen: dem wollte er's eintränken, daß er sich lustig über ihn gemacht hatte. Mit diesem tröstlichen Vorsatz stieg er in sein Wägelein, und als ob er den Gscheidel schon vor sich hätte, zog er dem armen Schimmel eine herunter, daß dieser vor Schreck sich häumte und im Galopp mit dem Wägelein davonflog.

Zu Hause angekommen, ließ er alsbald dem Gscheidel sagen, er möge eines wichtigen Geschäftes wegen so bald wie nur möglich zu ihm kommen. Und obwohl der Gscheidel Unrath witterte, so ging er doch in die Falle, denn er dachte, „Vielleicht hat er wirklich gemerkt noch nichts und es handelt sich in Wahrheit nur um ein Geschäft; — oder wenn der Rappe mittlerweile is geworden schimmelig, Gott gerechter, so schieb ich's auf den Hirsch!“ Also ging er hinüber in die Mühle und ward allsogleich in Steffens „Arbeitszimmer“ geführt.

„Gscheidel,“ begann der Müller alsbald, indem er sich zwischen den Händler und die Thüre stellte, „diesmal seid Ihr kein Gscheidel, sondern ein Esel gewesen, daß Ihr gekommen seid!“

Der Händler erschrak. „Gott gerechter, warum und wieso?“ rief er aus. „Ich kann nichts dafür: der Hirsch is schuld daran ganz allain!“

„Sooo?!“ sagte Steffen höhniß; „also wißt Ihr doch, um was sich's handelt, — Ihr waret also jedenfalls Helfershelfer bei dem Betrug!“

„Gott, wie haßt Betrug?!“ rief der Gscheidel u. konzentrierte sich dabei etwas rückwärts. „Ist's

ein Betrug, wenn ein Pferd — ein ausgezeichnetes Pferd hat weiße Haare statt schwarze? Zudem,“ — fügte er bei, indem er versuchte, die Sache in's Späßhafte zu ziehen — „habt Ihr ja erhalten, was der Hirsch laut ausgestellttem Schein hat versprochen: Schwarz auf Weiß — einen Rappen!“

Aber Steffen war gar nicht späßhaft aufgelegt. „Nun denn,“ rief er, „wenn Ihr's so verstanden habt, so will ich Euch jetzt auch etwas „Schwarz auf Weiß“ geben, wie ich's verstehe!“ Damit ergriff er blitzschnell einen tüchtigen in der Ecke lehrenden Haselstecken und hieb dem Händler eine herunter, daß ihm hören und sehen verging.

„Waih geschrien!“ rief dieser u. versuchte unter den Tisch zu schlüpfen. „Hört auf Herr Steffen, — ich bin unschuldig daran, wahrhaftigen Gott!“

Aber der Müller hörte nicht auf. Ungezählte Hiebe sausten hernieder auf des armen Gscheidel Rücken und die Gegend unterhalb desselben, ungeachtet seines jämmerlichen Wehe- und Hilfegeschreis, das ungehört unterm Geräusch der Räder verhallte. Endlich jedoch, nachdem der Haselstecken in Stücke geschlagen war, ergriff Steffen den Händler am Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus.

Gscheidel aber dankte „dem Gott seiner Vä-

ter,“ als er im Hofe lag. Er raffte sich auf, rieb sich den Rücken und die übrigen Körpertheile, auf welche die Hiebe gefallen waren und hinkte heim. Dort aber nahm er am Spiegel eine gründliche Untersuchung seines mißhandelten Hintergrundes vor und richtig: er entdeckte die Handschrift des Müllers, die vorerst zwar noch wie mit Blut geschrieben ausah, aber schon am andern Tag hatte er's Schwarz auf Weiß, wie es Steffen ihm versprochen hatte. „Gott gerechter,“ seufzte Gscheidel, „was für äbscheuliche Handschrift schreibt der Müller!“

Seit dieser Zeit will der Gscheidel nie mehr Geschäfte mit dem Steffen machen, — der Steffen aber auch nicht mit ihm.



Da seht her, da liegt Euer Rappe.

Brack.







## Die Verlobung

des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau.

Die engere Heimath des Hausfreunds, das badische Ländlein, wurde freudig übersehen, als sich die willkommenen Kunde verbreitete, der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm habe sich mit der Prinzessin Hilda von Nassau verlobt. Nimmt das Badnerland an sich schon innigen Antheil an Allem, was das Haus der Zähringer betrifft, so war dies hier ganz besonders der Fall, denn der Prinz ist bei Allen, die je mit ihm in Berührung kamen, wegen seines wohlwollenden, bürgerfreundlichen Benehmens allbeliebt. Dabei hat er eine vortreffliche Erziehung genossen, in Ver-

waltung und Rechtspflege praktische Studien gemacht und sich in Vertretung seines Vaters, des Großherzogs Friedrich, in Regierungsgeschäften bereits vortrefflich bewährt.

Von hochgewachsener, ritterlicher Gestalt, erinnert er in Manchem an seinen Großvater, den Großherzog Leopold.

Der Erbgroßherzog, ein Enkel Kaiser Wilhelms, ist am 9. Juli 1857 in Karlsruhe ge-

boren, trat zuerst in das 1. badische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 ein, diente dann im 1. Garderegiment zu Fuß, in welchem er heute noch Major à la suite und gegenwärtig zur Dienstleistung in das 1. Garde-Ulanen-Regiment kommandirt ist.

Die Prinzessin Hilda, ausgezeichnet durch schönste geistige und körperliche Eigenschaften, ist am 5. November 1864 zu Sibersich geboren. Sie ist





die Tochter des nach 1866 mediatisirten Herzogs Adolf von Nassau, der preussischer General und Chef des Westphälischen Manenregiments Nr. 5 ist, und seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Adelsheid Marie von Anhalt. Der einzige Bruder der Prinzessin Hilda dient in der österreichischen Armee.

Außer für das Land Baden, ist diese Verlobung jedoch auch für ganz Deutschland von großer Wichtigkeit. Sie bedeutet die Versöhnung der Herzoglich-Nassauischen Familie mit dem Kaiserhause, — ein Schritt weiter zur ruhigen Entwicklung der innern Zustände des Vaterlandes.

## Des Rheinländischen Hausfreunds Städtebilder aus dem Mittelalter.

### Wertheim.

Wertheim, der Schlüssel des Main- und Tauberthales, die Perle der ganzen Gegend, mit seiner großen und schönen Schloßruine, wohl der einzigen in ganz Deutschland, welche mit dem Heibelberger Schloß verglichen werden kann, liegt in der Ecke, welche von dem nördlich fließenden Main und westlich von der Tauber gebildet wird, in einem engen tiefeingeschnittenen Thale, 487 Fuß über dem Meere und ist alt und unregelmäßig gebaut. Der vordere Theil senkt sich tief herab bis zum Mainufer und ist daher auch häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt, wie solche besonders in den Jahren 1683, 1763, 1784 und 1824 unter großen Verheerungen eintraten; der rückwärts liegende Theil ist aber etwas höher und zieht sich sogar etwas am Berge hinauf. Von der Kirche bis zum Pegel am Einflusse der Tauber senkt sich der Boden um 26 Fuß. Nur die das Main- und Tauberthal durchziehende Straße geht eben, die übrigen nach Höhesfeld und Hardheim erheben sich dicht hinter der Stadt sehr steil. Im Südosten ragt hoch über die Stadt auf einem Bergvorsprünge die ausgedehnte Schloßruine. Wertheim zählte vor einem Menschenalter etwa 650 Häuser, 2900 evangelische, 600 katholische und 120 israelitische Einwohner, zusammen 3620, jetzt aber 4567.

Unstreitig ist Wertheim sehr alt, denn man würdigte gewiß schon frühe die Wichtigkeit dieses Punktes, wo die Tauber in den Main mündet, und die ersten Bewohner scheinen Schiffer gewesen zu sein, wie die Mannheimer, deren Schiffer- und Fischerleben das Wormser Spondale vom Jahre 1496 schildert.

Als Wertheim zu Anfang des ersten Jahrhunderts zum erstenmal genannt wurde, besaß es schon ein unbeschränktes Stapelrecht, das ihm Würzburg verlieh. Das hier sehr frühe erscheinende Dynastengeschlecht war wahrscheinlich das der Grafen aus dem Auredinischen Geschlechte, welche ja auch in Bettingen begütert waren. Graf Wolfram von Wertheim scheint Wertheim, das früher dem Hochstifte Würzburg gehörte, zuerst als freies Erbgut inne gehabt zu haben. Er lebte um 1132 und mit ihm eröffnet sich die Reihe der uns bekannten Grafen. Wolfram hat auch in Verbindung mit seinem Bruder und anderen Verwandten das Cisterzienserkloster Bronnbach gestiftet und dadurch zur Kultivierung des Tauberthales Vieles beigetragen. Sein Nachfolger war Gerhard und auf diesen kam Pöppe I., der einen Zug nach Palästina machte und 1183 glücklich von da wiedertehrte. Ueber seine Nachkommen sind nur wenige Nachrichten erhalten, welche uns nicht sehr interessieren; später schien sogar das Geschlecht ganz erlöschen zu wollen mit Rudolf II., der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts für die Stadt Wertheim die Frankfurter Privilegien von Kaiser Albrecht erwarb, ohne Nachkommen war und bereits mit ansehen mußte, daß seine drei Schwestern nicht geringe Theile der

Stammgüter an sich rissen. Er erhielt aber später Kinder und so blühte das Geschlecht noch durch zwei Jahrhunderte fort. Ihm folgten drei Söhne mit Namen Rudolf und der jüngste davon bekam nicht nur von Ludwig dem Bayer, seinem Freunde, die Stadt geerbt, sondern auch die Gelnhäuser Privilegien. Graf Eberhard, der mit Würzburg viele Streitigkeiten hatte, ließ sich in der Folge bewegen, die Lehensherrlichkeit der Krone Böhmen zu übertragen, als Karl IV. Kaiser war. Ihm folgte Johann I. mit dem Barte, Hofrichter Kaiser Ruperts und Zeuge des Constanzer Conciliums; sein Sohn Rupert nahm 1472 am Hussitenkrieg theil, Albert, der Bruder des erwählten Johann I. saß von 1398 bis 1421 auf dem Bischofsstuhle zu Bamberg. Die Brüder Johann II. und Michael erhielten das väterliche Erbe getheilt und zwar letzterer die Herrschaft Breunberg; nun aber entstanden heftige Kämpfe mit Würzburg und dessen Bischof von Brunn, der dessen jüngeren Bruder zum Pfleger des Stiftes machte, was aber nicht lange währte. Mit Johann III. gieng die Wertheimer Linie aus und so wurden beide Theile wieder vereinigt, jedoch auch nicht für lange Zeit. Es regierten nun nacheinander Michael II. und Georg II., von welchen der letztere durch Kaiser Karl V. Hauptmann von Franken wurde. Im Bauernkriege ließ er sich mit den Bauern in Unterhandlungen ein, nahm die zwölf Artikel an, gab den Bauern seine Kanonen und führte sie sogar an, als sie gegen Würzburg zogen, fiel jedoch sogleich ab, als die Gegner zu siegen begannen. Michael III. führte die Reformation ein und hatte deßhalb zu kämpfen. Er starb ehe er damit fertig war und hinterließ keine männlichen Nachkommen, so daß das ältere Haus Wertheim dadurch ausstarb.

Wertheim gieng dann auf seinen Schwiegervater Ludwig von Stollberg-Königsstein über, der nur drei Töchter hinterließ. Die Grafschaft schien jetzt mit dreifacher Theilung bedroht, gelangte jedoch zuletzt ungetheilt an Ludwig von Löwenstein, dessen Nachkommen noch Wertheim besitzen.

Das Haus dieser Grafen von Löwenstein hatte seinen Ursprung in der Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten durch Eburfürst Christof den Siegreichen von der Pfalz, dessen Gemahlin Klara Tettin ihm am 29. Sept. 1463 einen Sohn gebar. Dieser hieß Anfangs Ludwig von Bayern, bekam aber 1488 von seinem Vetter, Eurfürst Philipp, die Grafschaft Löwenstein zugetheilt und schrieb sich nun darnach. Sein Sohn Wolfgang starb früher und so folgte ihm sein zweiter Sohn Friedrich, der vier Söhne hinterließ, welche theils Kriegsdienste nahmen, theils sonst sich auszeichneten. Graf Ludwig, der dritte Sohn, trat in kaiserliche Dienste, wo er Reichshofrath wurde und brachte die Grafschaft Wertheim an sein Haus. Er war vermählt mit einer Tochter des Grafen Ludwig von Stollberg-Königsstein, der nach dem Ausgange des Wert-



heimischen Geschlechtes durch Vertrag mit dem Bischofe Melchior von Würzburg und gegen eine Summe von 25,000 fl. die ganze Grafschaft Wertheim für sich und seine zwei Töchter eingeräumt bekam. Seine mit dem erwähnten Grafen von Löwenstein verheirathete jüngste Tochter Anna verlangte nach ihrer Volljährigkeit ebenfalls Antheil an Wertheim und erhielt denselben auch. Als die älteste Tochter Katharina starb, verleitete die zweite, Elisabeth, den Bischof von Würzburg, Wertheim zurückzuverlangen, als ob es Würzburgisches Lehen wäre, worüber ein unseliger Streit entstand, der die Grafschaft arg verheerte. Graf Ludwig von Löwenstein und Söhne widerstanden jedoch siegreich und erhielten zuletzt den Alleinbesitz der Grafschaft, nach der sie sich nun benannten.

Seine vier Söhne regierten Anfangs gemeinschaftlich, als aber zwei derselben starben, theilten die übrigen die Besitzungen und gründeten so die Wirarburgische und Kochersfort'sche oder, wie sie jetzt heißen, die Freudenbergsche und Rosenbergsche Linie, von welchen die erstere evangelisch, die andere katholisch ist.

Die jüngere Linie erhielt 1711, die ältere erst 1813 die Fürstenwürde. Die ältere Linie schied sich 1721 wieder in 2 Aeste, nämlich den Volkrathschen und Karlschen, deren letzterer jedoch nur in Bayern begütert ist.

Da die Fürsten von Löwenstein-Wertheim zu Anfang dieses Jahrhunderts ihre oberrheinischen Besitzungen verloren, erhielten sie im Odenwalde Entschädigung dafür und gehören zu den reichsten Standesherrn Süddeutschlands. Die Linie Freudenberg besitzt einen Flächenraum von 835 Quadr.-Meilen mit 24,000 Einwohnern in 12 Städten, 6 Marktflecken, 12 Schlössern und 78 Weilern und Dörfern. Ihr Sitz ist zu Wertheim. Die Rosenberger Linie hat viele Besitzungen in Bayern, Württemberg, Hessen und Böhmen mit 21 Quadrat-Meilen Areal mit 56,000 Einwohnern. Ihr Sitz ist zu Kleinheubach am Main. Von diesen Besitzungen gehört nur ein Theil zu Baden. Nach dem Ausgange des Bayerischen Königtumes ist das Haus Löwenstein zur Nachfolge berufen und führt deßhalb auch im fünften Felde die Baierschen Weden. Im Jahre 1806 kam Wertheim unter badische Oberhoheit und war lange Hauptort des Main- und Tauberkreises. Die Reformation fand schon früh Eingang hier, hatte jedoch mancherlei Kämpfe zu bestehen. Schon 1634 wurde für die Katholiken wieder das Simultaneum eingeführt und von 1682 bis 1832 der katholische Gottesdienst durch drei Kapuziner versehen. Später wurde eine neue katholische Kirche erbaut und eine Pfarrei dafür errichtet.

Die Pfarrkirche in Wertheim hat, nebst dem daran stoßenden viereckigen Thurme, dessen Kranz noch einen andern kleinen sechsseitigen in sich faßt, wie bereits erwähnt, Graf Johann, der auch Hofrichter und Landvogt des Kaisers Ruprecht in Franken war, im Jahre 1383 zu bauen angefangen. Anfänglich war sie nur eine Parochialkirche. Hundert Jahre später aber wurde sie durch eine besondere Bulle des Papstes Sixtus V. zu einer Collegialkirche erhoben, an welcher ein Dechant oder Rektor nebst 11 Kanonikis zu stehen kommen. Die Grafen erhielten das Patronatsrecht und jeder Bischof mußte auf einer privilegierten Universität studirt haben. Nach der in der Grafschaft vorgegangenen Religionsänderung nahmen die Evangelischen die Kirche in Besitz und sie war geräumig genug, sämtliche evangelische Gemeindeglieder zu fassen, da sie 158 Schuh mißt und 64 in der Höhe.

Die Kirche enthält zwei Emporbühnen und eine vortreffliche Orgel. Im Jahre 1634 führte der mit seinen evangelischen Ältern, damals flüchtigen Brüdern zugleich regierende Graf Johann Dietrich, welcher zur römisch-katholischen Religion übergetreten war, und von Mainz unterstützt wurde, indem er für sich und seine Glaubensgenossen gleiches Recht mit den Evangelischen an der Kirche zu haben behauptete, das Simultaneum in ihr ein. Nach dem westphälischen Friedensschluß wurden zwar die Katholischen durch Kommissarien aus Mainz und Darmstadt im Jahre 1649 wieder außer Besitz gesetzt, sie fanden aber demungeachtet aufs Neue Mittel mit Unterstützung des Grafen Ferdinand Karl i. J. 1656 dazu zu gelangen, so, daß sie seitdem alle Tage nach beendigtem Frühgottesdienste der Lutheraner eine Messe auf einem besonderen Altare in einem Theile des Chores zu halten pflegten.

Erwähnenswert ist noch, daß W. der Geburtsort des Weihbischofs Reine zu Augsburg (1436–1507) und des Universitätsseniors Förtich zu Jena (1654–1724) ist.

Wertheim ist sehr gewerblich, hat wenig Landwirtschaft, der Weinbau ist nicht bedeutend, ebenso Schifffahrt und Fäberei. Die Einwohner sind leutselig, freundlich u. zuvorkommend und sprechen unter allen Badnern das reinste Deutsch.

### Rothenburg an der Tauber.

Rothenburg an der Tauber liegt im bayerischen Regierungsbezirke Mittelfranken, in romantischer Lage auf einem Berge an der Tauber; ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Stadt- und eines Landgerichts, eines Forst- und eines Salzamtes, zählt etwa 5000 Einwohner und gewährt heute noch dasselbe Bild wie unser hier nachgebildeter, vor 300 Jahren hergestellter Kupferstich. Haben wir Graben, Wall und Thor dieser thurmreichen Stadt hinter uns, so wandeln wir in einer rein mittelalterlichen Stadt, wir wandeln in Gassen, denen so gar nichts von neuer Zeit anklebt, in welchen der steinerne Hintergrund des mittelalterlichen Bürgerlebens sich so statlich darstellt und so gut erhalten hat, daß wir unwillkürlich an den Fenstern die Köpfe in großen Halskrausen suchen und beim Kathause nach der Scharwache spähen, die wir von Rechts wegen dort zu sehen meinen mit blanken Harnischen und langen Speichen.

Die Stadt wird deßhalb in neuerer Zeit viel von Malern und Freunden von Alterthümern besucht, die erstern malen und zeichnen Architektur, die letztern machen baugeschichtliche Studien. Den Stuttgarter Architekten, den Münchener und Düsseldorfer Künstlern, sowie einigen anregenden Schilderungen in öffentlichen Blättern hat Rothenburg es zu danken, daß es in dem letzten Dezennium von der Außenwelt nicht mehr so stiefmütterlich wie bisher behandelt wird. Es finden sich nämlich da Reste der ältesten Baukunst, Gebäude im romanischen Styl, solche aus der Zeit des Ueberganges vom romanischen Style zum gothischen, im rein gothischen Style, im spätgothischen, ja auch die Renaissance ist vertreten, — also ein reiches Feld für den Künstler und Kunstjünger.

Rothenburg hat 10 Kirchen (8 kathol. und 2 evangelische) worunter die 1373–76 im gothischen Style erbaute Hauptkirche zu St. Jakob, die St. Wolfgangskirche mit schönen Glasmalereien und Alterthümern, die der ehemaligen Schäfereigilde gehörige Schäferkirche und die zahlreichen Grabdenkmäler enthaltende Franziskanerkirche sich aus-



# Rothenburg am Tauber.



- |                    |                 |                      |
|--------------------|-----------------|----------------------|
| A. S. Wolfgang.    | H. Galgen thur. | O. Coker Zelle thur. |
| B. Klängen thur.   | I. Rathhaus.    | P. Ross quille.      |
| C. Frauen Closter. | K. Roder thur.  | Q. Spital kirch.     |
| D. Pfarrkirch.     | L. Hain kirch.  | R. Spital.           |
| E. Der Alte Burg.  | M. Faul thurn.  | S. Spital thur.      |
| F. Markt Closter.  | N. Wey thurn.   | T. Tauber stadt.     |

weisen, 33 Thürme, ein schönes Rathhaus; auch sind die biblischen Glasmalereien in der Kirche zu St. Wolfgang (1709 renov.) mit lebenswerthen Altarbildern von deutschen Meistern, wie Friedrich Verlen u. A. u., rühmend hervorzuheben.

Das architektonisch und historisch wertvollste weltliche Gebäude Rothenburgs ist das Rathhaus, über welches wir dem freundlichen Leser Näheres mittheilen wollen.

Das frühere Rathhaus stand auf dem Grunde des alten Gebäudes mit den mächtigen Grundsäulen und hohen gotischen Portalen — hinter dem Brunnen. — Nachdem dieses älteste Rathhaus im Jahre 1240 abgebrannt war, erbaute man ihm gegenüber ein neues, bestehend aus zwei gotischen Gebäuden nebeneinander, das eine derselben ist der heute noch stehende gotische Bau mit seinem schlanken und schön emporstrebenden Thurme.

Der vorbereite alte Bau aber, in welchem Kaiser Karl V. 1566, vom Pöbgen heimlich, 11 Tage verweilte und die Eulassung der Stadt entgegennahm, wurde im Jahre 1572 abgebrochen und an seiner Stelle der prächtige Renaissance-Bau errichtet, welcher einen imposanten Eindruck auf den Besucher macht. Auch die Beschäftigung des Innern ist sehr schön und insbesondere ist es der große Rathsaal, jetzt Kaiser-Saal genannt, die Räumlichkeiten des städtischen Ar-

chivs und die einstige Faltkammer, welche den Besucher fesseln.

Außerordentlich reich an historischen Erinnerungen ist Rothenburgs Rathhaus und Marktplatz, denn hier hat sich neben vielen lokalen Ereignissen auch manch' großes für ganz Deutschland wichtige Drama abgewickelt. Verschiedene Male haben Rothenburgs Rathhäuser die deutschen Kaiser beherbergt und die Bürgerschaft denselben den Eid der Treue gelobt.

Nach den Hohenstaufen hat Kaiser Rudolf von Habsburg die Stadt besucht; Adolf von Nassau war im Jahre 1288 und Johann im Monat Mai des Jahres 1296 in Rothenburg; Die Privilegien der Stadt bestätigte auch Albrecht I. und ritt hier mit Gefolge ein. Ein besonderer Gönner Rothenburgs war Ludwig der Bayer, und viermal kam er mit großem Gefolge dorthin. Karl IV., Wenzel und Ruprecht von der Pfalz, hielten sich hier auf. Friedrich III. und Christian I. von Dänemark zogen mit großem Gefolge hier ein. Kaiser Maximilian I. nahm hier dreimal Quartier.

Kaiser Karl V., als er im Jahre 1546 bei Beginn des „Schmalkeldischen Kriegs“ sich Donauwörth, Weßlingen, Nördlingen und andere Städte untermworfen hatte, kam, wie bereits erwähnt, nach Rothenburg.

So hat denn das ehrenwürdige Rothenburger Rathhaus beinahe sechs Jahrhunderte hindurch die Repräsen-

tanten der deutschen Geschichte beherbergt, eine Seltenheit, deren kaum eine Stadt des großen deutschen Reichs sich rühmen kann.

Werkwürdig ist eine aus dem 15. Jahrhundert beruhende Wasserleitung, welche durch ein Druckwerk das Wasser aus der Tauber auf den Berg und so der Stadt zuführt. Drei Stunden davon liegt das romantische Wildbad Burgberaheim mit eisenhaltiger u. allfälliger Mineralquelle mit Douche- u. Dampf-bädern.

Die Stadt hat an modernen Instituten eine lateinische, eine landwirthschaftliche und Gewerbeschule, eine Stadtbibliothek, ein Hospital, ein Weisenhaus, Woll- und Baumwollwebereien, eine große Fabrik für orientalische Fez, Färbereien, Bierbrauereien, Woll-, Papier-, Pulver- und Wassermühlen, Weiben und Säckerei.

Die Stadt war bis 1108 der Sitz des Grafen von Rothenburg.

Nach dem Aussterben dieses Geschlechts idente Kaiser Heinrich V. Rothenburg nebst Francon seinem Knecht Konrad III. von Schwaben, der hernach den Titel eines Herzogs von Rothenburg führte. Im Jahre 1172 ward R. zur freien Reichsstadt erhoben und als solche unter die Burggrafen von Nürnberg gestellt.

Eine bedeutende Rolle spielte die Stadt 1505 im Bauernkriege. Im Jahre 1552 ward sie von dem Mark-

grafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach im 30-jährigen Kriege bald von den Spaniern bald von den Kaiserlichen und 1645 von den Franzosen erobert. Im Bayern kam sie 1803.

Als Reichsstadt hatte sie ein Gebiet von 6 1/2 Quadr.-Meilen, welches einschließlich der Stadt 18000 Einwohner gezählt haben mag.

## Der fromme Entschluß.

Der Gerstenack zu Kottwig ist eine berühmte Gesellschaft. Sie treibt wenig Politik, aber viel Fachwissenschaft und nährt sich meistens von Gerstenack und guter Laune. Kein Wunder, wenn die Sitzungen oft etwas länger ausfallen, als es mancher jählichen Gattin daheim lieb ist, — besonders wenn die rechten Leute beisammen sind. Zu diesen rechten Leuten gehört auch der Doktor Kreidemaier, unerhöflich an Stoff gerade so wie der Doktor der Wittwe von Jarsbath. Er hatte zwar sehr spät noch sich entschlossen, in den hl. Ehestand zu treten, lebte aber trotzdem mit seiner jungen Gattin in ständigem Krieg und Haber.

Erst gestern Abend kam er wieder zur Ungelt



nach Hause und schließlich in sein Ehegemach wie ein Dieb der Nacht. Denn seine Frau lag schon längst auf dem linken Ohr, da sie rechts nichts hörte und that als ob sie schlief.

Beim Frühstück aber ging die Stichelei schon wieder los. Mit hämischem Gesichte forschte sie nach, warum der Herr Gemahl wieder so leberne Augendeckel mache u. als er in den eisgrauen Bart hinein murmelte, er sei ja doch unmäßig frühe nach Hause gekommen gestern Abend — da fuhr sie ihn grimmig an: „Was, gestern! heute war's! heute früh! Die Münsteruhr schlug gerade drei, nicht drei Viertel, volle drei, und wie stahlst Du dich so sachte herein, — bist gewiß wieder auf den frischgewaschenen Socken die schmutzige Stiege herauf und hast mit den ungeputzten Stiefeln unter dem Arm den neuen Pelzrock verschmiert! — o, ich bin klug und weise, mich betrügst Du nicht!“

„Aber, liebe Frau, so anerkenne doch wenigstens meine zarte Rücksicht für deine süße Nachtruhe! — Eigentlich ist der Verwalter Sitzfleisch und der Oberförster Schoppenhauer daran schuld, daß sich die Verhandlung etwas in die Länge zog — aber, wenn man etwas gründlich erörtern will, dann geht's einmal nicht anders, ja das passiert auch dem Stadtrath zu Lautenbach so, dem kommen auch die geschicktesten Einfälle meistens gegen Ende der Sitzung oder noch später.“

„Ich möchte doch auch wissen, was Ihr da alles verhandelt, wenn Ihr so halbe Nächte hindurch kneipet?“

Weißt Du liebe Frau, zwei volle Stunden sind wir zuletzt noch bei einander gegessen und haben unsere Weiber gelobt!

Wenn das wahr ist, seid Ihr gewiß nicht mehr gut bei Trost gewesen! Indessen will ich's glauben, aber du mußt mir versprechen, daß Du wenigstens heute Abend bei mir zu Hause bleibst — ich hätte so mancherlei zu besorgen, der Garnhaspel ist zerbrochen und Du könntest mir auch das neue Spitzenmuster durchpausen für den alten Unterrock.“

Nun war aber heute gerade der 21. Januar, also das Stiftungsfest des Gerstensacks, wo der Kreidemaier seine astronomische Rede über den letzten Venusdurchgang halten sollte. Wie nun das möglich machen? Am Abends den Bitten seiner Ehehälften nicht zu unterliegen, begab er sich sogleich nach dem Mittagmahl auf einen längeren Spaziergang, schwänzte das Nachteffen und ging ohne Umschweif in den Gerstensack. Man muß bereits ein Stiftungsfest dortselbst mitgemacht haben, um zu begreifen, daß es rein unmöglich ist, davon frühzeitig loszukommen. Denn auf der nächtlichen Tagesordnung stehen: Chorgesänge, Solovorträge, komische Aufzüge, Ver-

lesen der Telegramme auswärtiger Mitglieder, der Papakuß, Toaste und Salamander — kurz der Unterhaltungsstoff drängt sich derart, daß eine Welle die andere schlägt. Und dazu die mild anregende Temperatur des überfüllten Lokales, wo Luftdüfte aller Art jede Theorie von der Nothwendigkeit frischer Lebensluft zu Schande machen! Und so geschieht es, daß, ehe man sich versieht, die Münsteruhr ihre volle Drei herunterschlägt. Um diese Zeit war es auch heute, als Herr Kreidemaier seine Rede über den Venusdurchgang halten wollte, statt sich aber zu erheben, wie er wohl im Sinne hatte, zeigte er nunmehr den Untergang eines vollen Planeten: er sank nämlich immer tiefer und tiefer am Horizonte des Tisches hinab — bis daß er drunten wie eine geknickte Lilie bei seinem Gegenfüßler ankam. Nichts geht über einen Freund in der Noth oder gar über deren zwei. Seine Nachbarn Sitzfleisch und Schoppenhauer griffen dem schwach gewordenen Bruder unter die Arme und führten ihn heimwärts durch die dunkle Nacht. Nach manchem Zickzack gelangte das Kleeblatt endlich vor das Anwesen des abgefallenen Freundes. Der Eine griff in der Kreidemaierischen Hosentasche nach dem Hauschlüssel und öffnete die Pforte; der Andere aber schob das schuldlose Schlachtopfer in den finstern Hausgang hinein und klapp, fiel die Thüre zwischen ihm und ihnen in das Schloß.

Nach mehreren mühsamen Tasterversuchen that Kreidemaier einen fatten Griff nach einem Gegenstande, den er für das Stiegegeländer hielt. Es war aber eine alte Staffelei, die mit solchem Gerassel umstürzte, daß seine Frau darob aus dem Bette fuhr. Es dauerte nicht lange, so erschien sie persönlich oben auf der Treppe in blendend weißem Nachtgewande, umflossen vom Zauberschein der Erböllampe, schön und majestätisch wie eine Göttin der Nacht.

Als der treulohe Ehemann diese himmlische Erscheinung wahrte, da fuhr es ihm wie das jüngste Gericht in alle Glieder; er bebte und fühlte sich plötzlich nüchtern, richtete sich auf und fragte in gedämpfter Stimme die Stiege hinauf: „Was hast du denn, mein liebes Weibchen?“

Sie aber rang schmerzlich die Hände, erhob den Blick zum Himmel und rief die herzzerreißenden Worte die Stiege hinauf: „Mein Gott, was hab' ich ein Kreuz!“

„Und ich einen Fahnen!“ erscholl es von unten. Von der Stunde an war der letzte Strahl ehelichen Glückes von seinem Haupte gewichen. Schon im siebenten Monate trennte sich seine Gattin von ihm und er führt seitdem ein unständes und flüchtiges Leben.

*Lingule*